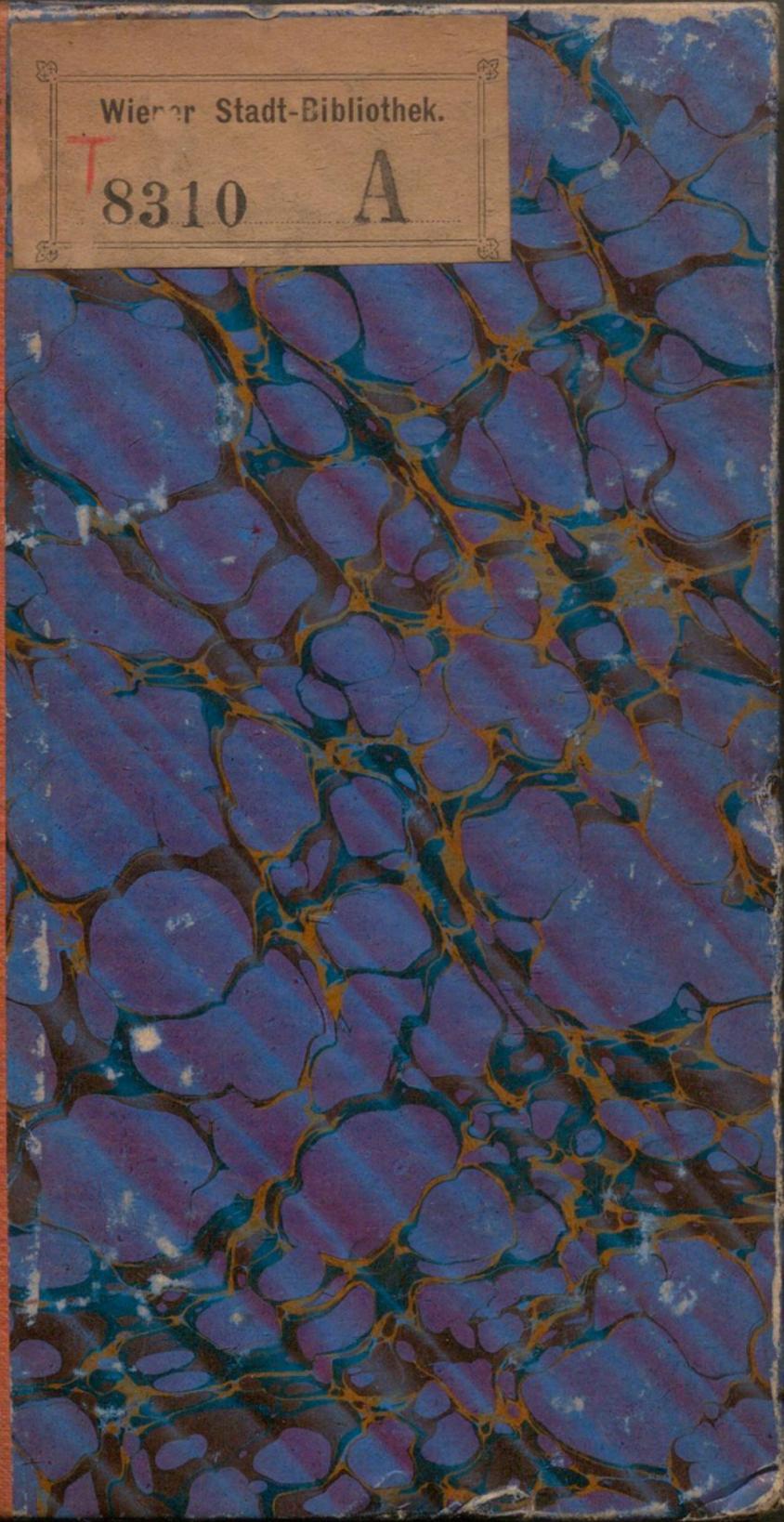


Wiener Stadt-Bibliothek.

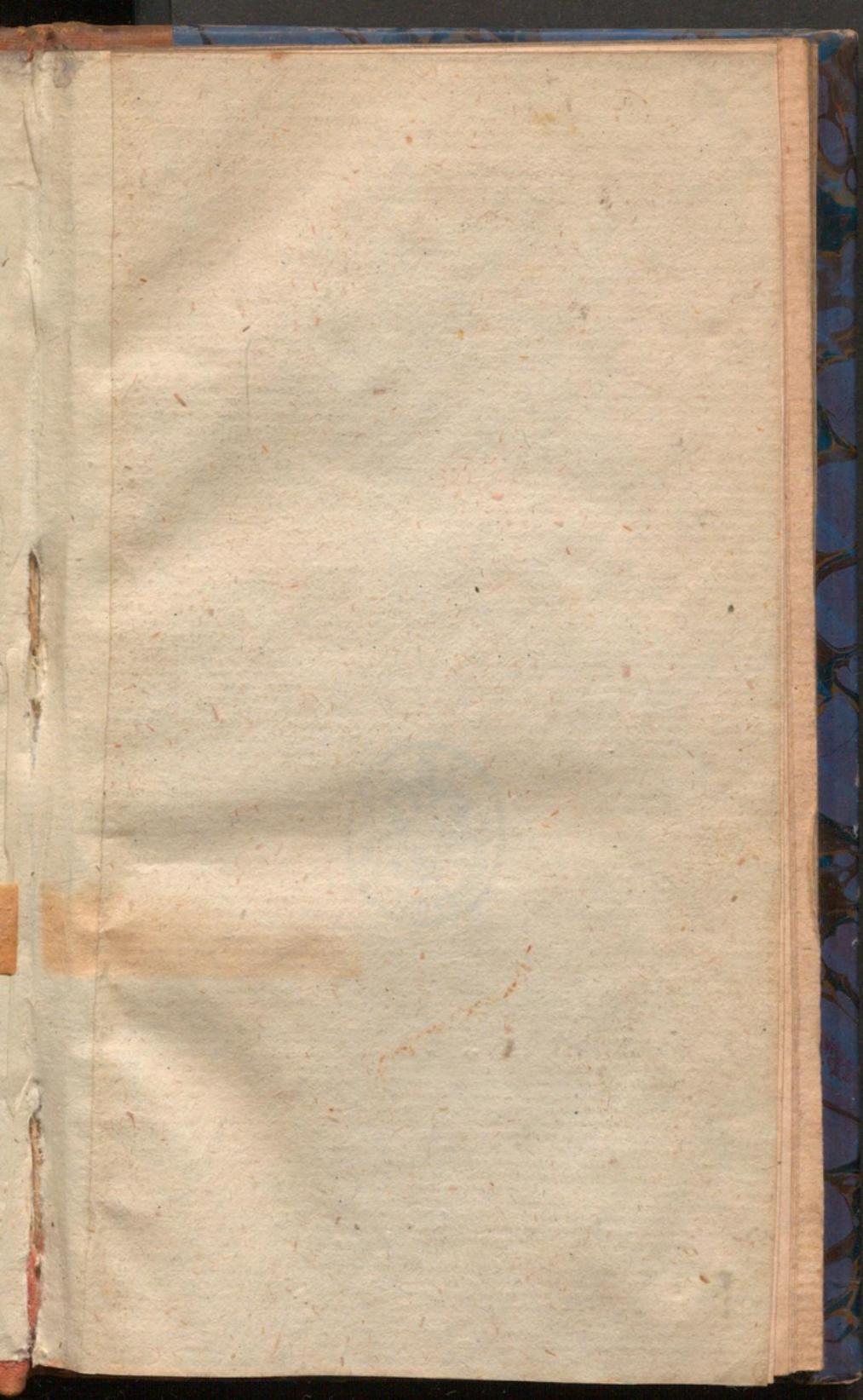
T
8310

A



7197

D II $\frac{3}{6}$





Albertine Sorben,

oder die

erste Liebe.

ein

romantisches Gemählde
aus dem achtzehnten Jahrhundert.



Wien 1801.

im Verlag bei Anton Pichler.

7197

J. W.

18984



116

Albertine Sorben,

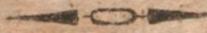
oder:

die erste Liebe.

Z
in
n=
b,
ist
m
br
es
r=
ch
ch
h=
r=
m
n=
e=
n
,
te
u
p
b,
n
e
=
r
r

Albericus Cordus
1544
Die erste Seite

Erster Abschnitt.



Erstes Kapitel.

An der westlichen Grenze von Deutschland, in einem schönen, romantischen Thale, lag das reizende Landschloß, wo Albertine die seligen Tage ihrer ersten Kindheit verlebt. Oben an der östlichen Seite des Thals liegt auf einer sich sanft erhebenden Anhöhe ein kleiner ländlicher Flecken, der Sickingen heißt. Zwar wohnte der Prediger Brandas, dessen junge Emilie Albertines Jugendgespieler war, und die sich oft einander besuchten. —

Wie in einem schönen, milden Thale, am reinen, milden Strahle der Sonne, die Früchte noch eins so schön, und milder und

2
in
n=
b,
igt
m
br,
es,
r=
ch
ch
h=
r=
en
n=
e=
n
,
te
u
n
,
n
e
=
,
n

schneller reifen, so reiften hier, auf diesem lieblichen Landfuge, von einer schönen Natur umgeben, Albertines Triebe und ihre Kräfte. — Ihr Vater hieß Sorben, und war ein reicher angesehenener Kaufmann, der sich noch nicht lange in diesem Thale niedergelassen hatte — ein Mann von eigenen Grundsätzen, der seine junge Familie in dieser schönen und reizenden Gegend gern sich selbst überlassen mochte, überzeugt, daß das junge zarte Herz derselben am Leitfaden stiller, ländlicher Natur nicht so leicht irre gehen könne. Seine Familie bestand aus einer braven, lebenswürdigen Gattinn, zwey hoffnungsvollen Söhnen, und einer jungen, reizenden Tochter, eben unserer Albertine; die einzigen Trümmer, die er von mehreren schon gestorbenen Kindern, aus einer vorurtheilsvollen und verschrobenen und überdem äußerst ungesunden Stadt hieher gerettet hatte. —

Albertine Sorben war in der Periode, worinn sie jetzt auftreten wird, ein Mädchen von ungefähr eils und einem halben Jahre; denn vorher war sie noch gar zu sehr Kind, und was ließe sich von einem solchen Kinde wohl besonders vieles sagen?

außer daß sie jeden, der sie kannte, schon früh berechnete, einst den blühenden, königlichen Baum in ihr zu erwarten, der schon in seiner jungen Pflanze so hoffnungsvoll emporkeimte.

Schon früh nahm ihr Körper den Wuchs der jungen Pappel, die am nahen Ufer eines Wassers schlank und stolz emporschießt. Ihr Gesicht war frisch und blühend, wie die junge Rose, die mit der ganzen üppigen Fülle all ihres blendenden Zaubers noch nicht aus der Knospe gebrochen ist, und bey der der Abglanz ihres sanften, schwellenden Purpurs, wie ein leichtes Gewölk der Morgenröthe, erst nur wie äußere Blätter schwimmt. Man konnte dieses frische, blühende Gesicht nie ansehen, ohne sich gleich den Frühling mit allen seinen tausend jungen Reizen gegenwärtig zu träumen. Man glaubte einen kleinen weiblichen Engel aus Elysium dahin wandeln zu sehen, wenn sie, zum Beispiel, schon des Morgens in aller Frühe, im langwallenden weißen Kleide, durch die noch thauenden Beete des Gartens hinstrich, um sich junge Blumen ins Haar zu winden, oder noch einige Nelken zu sehen, die sie des Abends zuvor begossen hatte.

Ein Haar, kastanlenbraun, lang und wallend, floß frey um ihre Schultera, oder unter einem leichten gelben Strohhute hervor, wenn sie an schönen Sommernachmittagen in den umherliegenden Wiesen und Feldern, an den Hecken herum spazieren gieng, um ihren Brüdern Vogelnester suchen zu helfen, oder sich Himbeeren, Erdbeeren und dergleichen zu pflücken, und man nannte sie, wo sie vorüber gieng, überall nur die schöne Albertine. Freundlich nickte sie dann den muntern Arbeitsleuten im Felde ihre Grüße zu, wenn diese so da standen, ihr nachschauten, und zuweilen wohl gar sie sanft anlächelten; gieng auch zu den Müttern wohl hin, wenn sie dicht bey ihnen war, ließ sich allertey von ihnen erzählen; spielte mit ihren Kleinen, die nebenan im Grase sich wälzten; gab ihnen Blumen, Obst, Geld, oder was sie sonst bey sich hatte, und hatte ihre große Freude daran, wenn die Kinder recht munter und lebhaft waren, vor Freude viel Lärm und Getreische machten, sich an ihr hinzuzuklammern suchten — und wenn die Mütter dann so dabey standen, und über beyde, über das große und über das kleine Kind, ihren Egen herablächelten.

So war also Albertine schon früh ein Mädchen, das durch jede sanftere Empfindung, durch jeden zarten Reiz von Unschuld, Einfachheit und Natur leicht gerührt, gereizt und angezogen werden konnte. Oft, wenn andere Gespielen oder Gespieltinnen bey ihr waren, die in Absicht der Auswahl und des Geschmacks an Vergnügungen mit ihr übereinzustimmen schienen, lief sie mit ihnen nach allen Zeichen umher, wo junges Federvieh schwamm, und hatte ihre innigste, herzlichste Freude daran, wenn sie die jungen Thierchen, von süßem Instinkt getrieben, ihren Müttern so nachlaufen sah. Jede Grausamkeit, wäre sie auch noch unbedeutend gewesen, aber muthwilliger Weise einem solchen armen, unschuldigen Thierchen zugefügt, war Anlaß genug, sie auß empfindlichste zu beleidigen, und sie für immer mit sich zu entzweyen. Sie konnte daher auch ihren ältern Bruder nie recht zärtlich liebhaben, wenn sie daran dachte, daß er so grausam war, und oft mit wahrer Tigerhärte die kleinen unschuldigen Vögelchen ihren ängstlich um das Nest flatternden Müttern entriß, sie oft sogar noch halbnackt aus demselben

herausstürzte, und gierig — lauschenden Ra-
zen zur Beute gab.

Ueberhaupt war sie ein Mädchen von
vielen natürlichen und lebhaften Gefühle.
Der Instinkt des Herzens, oder vielmehr
die Allgewalt der schönen, reinen Natur des-
selben, die bey natürlichen und unverdorbe-
nen Menschen immer sehr groß ist, zeigte
auch bey ihr sich sehr stark und mächtig, und
hatte gleichsam ihr ganzes Wesen, bis in
seine innersten Tiefen durchdrungen. Wenn
die mehrsten Menschen aus dem Verstande
handeln, so kann man von ihr sagen, sie
handelte immer aus dem Herzen, und dies
Herz zeigte sich in allen seinen Aeusserungen,
die aus ihm hervorgiengen und sichtbar wur-
den, immer in seiner reinsten, edelsten und
heiligsten Natur. Das Mädchen mit seiner
schönen und reinen Natur, und mit seinem
natürlichen Gefühle, war wie die junge, zar-
te Rose in einem verborgenen Frühlingstha-
le; die noch kein giftiger Hauch angeweht
hat. —

Eine solche Natur, die mit zarten, hei-
ligen Händen zu umfassen, und sie wie et-
was selbst Heiliges mit zarter Sorgfalt zu
bilden und zu erziehen, war nicht das Ge-

schäft eines Mannes, wie Herr Allan war. Dieß war ein hypochondrischer Better des alten Herrn Sorben, den er mehr aus großmüthiger Menschenliebe, als um der eigentlichen Erziehung seiner Kinder willen bey sich behielt. Die Knaben hatte er indeß längst nicht mehr in seinem Unterrichte; schon seit ein paar Jahren waren sie beyhm Pastor Brandes; der in dem benachbarten Dertchen ein kleines Erziehungsinstitut errichtet hatte. Er hatte es also nur noch mit Albertine allein zu thun.

Da aber ein solcher hypochondrischer Mensch den zarten Geist seiner Zöglinge oft mit wahren Kleinigkeiten plagt, und von dem Wege des einmal hergebrachten und der strengsten methodischen Form auch nur um einen Fingerbreit abzuweichen, sich ein Bedenken macht, so mußte er natürlich durch die Gewalt, die er dem jungen Geiste anthat, die Kräfte ihrer Seele mehr unterdrücken als entwickeln helfen. — Konnten überhaupt, da Albertine ein Mädchen von so äußerst vieler Natürlichkeit war, zwey so verschiedene Wesen wohl je zu einander passen? — Mußte nicht in dem eisernen Arme eines so schwerfälligen Mechanismus, mit dem er sie um-

schlang, fast jedes freye Blümchen eines natürlichen Geistes erdrückt werden? —

Albertinen war es daher auch nie wohler, als wenn diese drückenden und langweiligen Stunden des Unterrichts vorüber waren, und sie wieder frey seyn konnte. Sie saß dann entweder auf einer kleinen Hirsche bey ihrer Mutter auf der Stube und strickte; oder las auch wohl in einem hübschen Buche, indem ihr die Mutter hier und da, wo es nicht recht gehen wollte, einzuhelfen suchte, und erläuternde Anmerkungen beyfügte; oder sie gieng fleißig auf den Feldern, im Garten, oder auf den benachbarten Wiesen umher, weil sie sich gern an der schönen, freyen Natur, und besonders am Anblicke so vieler schönen und reizenden Blumen erholen mochte; und in solchen Augenblicken fühlte sie mehr in ihrer Seele sich entwickeln, als während den Stunden, die der Vater ihrem Unterrichte widmete, oft in einem Vierteljahr nicht geschehen war. —

Dann und wann gieng sie auch wohl, wenn ihr zu Hause die Zeit zu lang wurde, zu Pastor Brandes Milchen, die einzige, mit der sie, als sie nun schon etwas mehr herangewachsen war, noch umgieng; und man kann sagen,

gern umgeng, denn Milchen war ein sehr gutes, sanftes Mädchen, das nur ein paar Jahre älter, und übrigens an Bildung und Denkart ganz ihr ähnlich war. Sie giengen dann fleißig mit einander im Felde herum spazieren, um sich Kornblumen oder dergleichen zu suchen, aus denen sie sich Kränze flochten; oder sie krochen den ganzen Tag mit einander im Garten umher, und pflückten sich Blumen, setzten sich in eine Laube, und strickten, oder lauschten durch jede Hecke, wo junge Leute mit einander im Felde arbeiteten, und kicherten viel unter sich, wenn sie — wosfern es Geliebter und Geliebte waren — nach ihrer naiven und oft drolligen Art sich einander Schmeicheleyen sagten, — oder wo ein junges Weib sich auf einige Augenblicke an einer Hecke niederließ, den kleinen Liebling ihres Herzens zu herzen und zu pflegen, und ihn mit stiller Mutterseligkeit an ihren Busen drückte, — hatten ihre Freude daran, und machten, wie solche junge Mädchen oft sind, ihre Bemerkungen darüber. —

Zweytes Kapitel.

Jetzt war der Vetter nun schon seit andert-
halb Jahren, und vielleicht noch länger todt,
und Albertine lebte immer noch so, mehrens-
theils ganz sich selbst überlassen, ihre alte
Lebensweise fort. Die Brüder waren beyde
noch beym Paster Brandes in Pension, doch
so, daß sie im älterlichen Hause wohnen
blieben, und nur des Tages über dort wa-
ren, die Stunden des Unterrichts mit den
übrigen Zöglingen des Instituts zu theilen.
Der jüngste, Ferdinand, hatte, seitdem er
den Unterricht beym Paster Brandes genoß,
außerordentlich viel Neigung zum Studieren
bekommen, und der alte Sorben entschloß sich
daher, den ältesten jetzt in die Handlung zu
schicken, nach Frankfurt am Mayn, wo er
seinen Schwager hatte, der sein Kompagnon

war, und dort fast allein ganz die Handlungsgeschäfte betrieb, während Herr Sorben hier in dieser Gegend mehr sich selbst lebte, und der Ruh und der Einsamkeit. Für Ferdinanden und Albertinen aber wollte er dann, da er jetzt selbst mehr denn je in Geschäften der Handlung zu reisen hatte, noch aufs neue einen Informator annehmen, damit die Kinder in den Zeiten seiner Abwesenheit nicht ganz und gar verwilbern möchten, und überdieß der kleine Student auch jemanden außer den Stunden des Unterrichts um sich habe, der ihm in allen ein wenig voranzuhelfen könne. Er besuchte deshalb mit ehester Gelegenheit den Pastor Brandes, um dem die Sache vorzustellen, und sich überhaupt nach einem tüchtigen Subjecte bey ihm zu erkundigen.

Hier traf es sich nun gerade recht. Herr Brandes erwartete mit jedem Tage einen Bitter von ihm, Namens Sonnenthal, der bisher in G . . . auf Schulen gewesen war, — ein junger Mensch von außerordentlich viel Talenten, und einer Menge von Kenntnissen, die er in einem Zeitraume von vier bis fünf Jahren mit fast unglaublicher Schnelligkeit sich erworben hatte, denn jetzt

war er erst neunzehn. Was ihn indeß, mehr wie alles das, noch ganz besonders charakterisirte, war ein überwiegender Hang zu einem stillen, in sich verschlossenen Ernste, und zu manchen Zeiten besonders ein so tiefes schwermüthiges Trauern, was für einen jungen Menschen von seinem Alter und von seinem sonst so lebhaften und hellen, durchdringenden Geiste unbegreiflich war. Seit seinem achtzehnten Jahre, so viel sich seine Freunde erinnern konnten, hatte sich diese Schwermüth vorzüglich zu zeigen angefangen, und war nachher, ohne daß ein Mensch wußte, warum und wie? immer höher und höher gestiegen. Eltern hatte er nicht mehr — so wie er auch keine Geschwister hatte, — und man könnte daher leicht auf die Idee kommen, als ob vielleicht der Schmerz über diesen Verlust zu einer psychologischen Verhärtung geworden sey, die ihn nachher nie wieder verlassen, und seine Seele — wie andere Verhärtungen am Körper wohl zu thun pflegen, wenn ungünstige Bitterung oder dergleichen eintritt, — zu manchen Zeiten so wund gedrückt habe; allein schon seit seiner frühesten Jugend war er dieser Eltern beraubt; kaum daß er sie vielleicht noch als Kind ge-

kannst hatte. Seit der Zeit stand er also immer unter der Aufsicht eines Vormundes, wo er jedoch sehr frey, und mehrentheils ganz sich selbst überlassen war.

Jetzt war eigentlich der Zeitpunkt, wo er die Universität beziehen sollte; allein alle seine Verwandte, die ihn zärtlich liebten, und deren Stolz und Hoffnung er war, konnten sich nicht entschließen, ihn unter solchen Umständen, und da er überdieß noch so jung war, schon so bald aus ihren Armen zu lassen. Mußten sie nicht befürchten, wenn er nun so plötzlich von allen seinen Freunden und Verwandten fortgerissen, und in weiter Fremde ganz allein und sich selbst überlassen war, daß er sich dann in den Labyrinthen seiner Schwermuth so verwickelte, daß er ohne Rettung verloren war? Sein Vetter, der Pastor Brandes, hatte ihn daher, mit Zustimmung der ganzen Verwandtschaft desselben, dahin vermocht, noch ein oder ein paar Jahre bey ihm zuzubringen, und ihn in dem Unterrichte seines Erziehungs-Instituts etwas zu unterstützen, und so seinen Geist durch eine bestimmte Thätigkeit mehr an etwas Festes zu binden, daß er nicht so viel Zeit und Gelegenheit habe, in sich selbst zu

versinken, und ihn dergestalt von der traurigen Richtung, die er in seinem Gemüthe bekommen hatte, vor und nach wieder abzulenken. — Und dann war zu vermuthen, daß der wohlthätige und heilsame Einfluß der heitern und schönen Natur, der schon so viele Kranke seiner Art geheilt hat, auch bey ihm vollends die letzte Hand zu seiner Genesung an ihn legen werde.

So war der Plan, wie Herr Brandes ihn zuerst in Rücksicht seines Vatters gefaßt hatte. Jetzt, als er Herrn Sorbens Vorhaben vernahm, glaubte er denselben mit guter Manier so einrichten zu können, daß sie sich beyde in seinen Vetter theilten. Herr Brandes fragte daher den alten Herrn Sorben, ob er nicht Lust habe, diesen Vorschlag einzugehen. Herr Sorben, je mehr er sich die Sache überlegte, fand sich nicht abgeneigt dazu; doch wollte er eher nichts bestimmen, bis er den jungen Menschen persönlich gesehn und gesprochen habe. Sollte es alsdann der Fall seyn, würden sie eins, daß er sein vollkommenes Zutrauen gewinne, so sollte er vor der Hand gänzlich zu ihm herunter ziehn, um immer um seine Kinder seyn zu können, und nur eine oder ein paar

Stunden des Tages behielt sich Herr Brandes selbst vor, wo sein Vetter zu ihm herauf kommen, und ihn in seinem Unterrichte etwas unterstützen dürfe, und unter dieser Uebereinkunft schieden sie von einander.

Der Tag der Ankunft des jungen Herrn Sonnenthal war endlich herangenahet. Sein Vetter sprach noch gleich am nämlichen Tage mit ihm von dem Vorschlage, den er in Rücksicht seines Herrn Sorben gemacht hatte, und Sonnenthal, der sonst schon einigemal hier gewesen war, bey seinem Vetter zum Besuche, und nach allen, was er von Herrn Sorben gehört und selbst gesehen hatte, ihn für einen Mann halten mußte, mit dem es in jeder Hinsicht nicht übel müsse zu leben seyn — Sonnenthal, sage ich, fand sich unter solchen Umständen nicht abgeneigt dazu, Herr Sorben, sobald er einiges Nähere darüber erfahren, ließ ihn noch gleich am nämlichen Abend mit seinem Vetter, dem Pastor, zu einem nachbarlichen Besuche einladen, um ihn persönlich kennen zu lernen, und ihn zugleich auch seiner Gattinn vorstellen zu können. —

In einer großen, dunklen Hagebuchenlaube im Garten saß der kleine Zirkel, weil

es gerade ein sehr schöner, angenehmer Frühlingsabend war, beyammen, als sie ankamen: Albertine kannte Herrn Sonnenthal schon einigermaßen. Sie hatte ihn, wenn er bey seinem Vetter zum Besuche war, einigemal gesehen; war auch wohl selbst, mit Emilien zugleich, in seiner Gesellschaft gewesen, weil Sonnenthal sich immer über die Harmonie und das schöne Einverständnis der beyden Mädchen innigst freute, und sich gern, als er noch leichtern und fröhlichem Sinnes war, auf einige Augenblicke mit ihnen zu schaffen machte. Sie spazierten dann im Garten umher mit einander; er erzählte ihnen etwas, oder zeigte ihnen dieß und jenes, und das sittsame Betragen des Jünglings, sein gefälliger Anstand, und der sanfte, einnehmende Ton, mit dem er dieß und das sagte, waren ihr — wie junge Mädchen von 9 und 10 Jahren oft sind, wenigstens angenehm gewesen, waren Ursache, daß sie sich in dem Augenblicke so ein bißchen mehr fühlte, wie sonst. Ohngeachtet sie in den Jahren freylich noch Kind war, und alles in kindlicher Art zuzugehn pflegte, so hatte sie ihn doch nicht darum, wenn er sie zuweilen „liebes Mädchen“ oder so nannte; es lag so etwas in

Diesem Tone, was sie für ihn einnahm, und noch einmal so gern reichte sie ihm dann diese oder jene Blume hin, wenn er sie von ihr forderte; ja oft suchte sie es sogar absichtlich darauf anzulegen, durch Fragen, Wendungen, und dergleichen, daß er sie von ihr fordern mußte. Sie wußte sich dann etwas damit, wenn sie sich von Herrn Sonnenthal so geehrt, beynahе möchte ich sagen, — geschmeichelt sah.

Sie nahm sich daher nicht wenig zusammen, als Herr Sonnenthal jetzt mit seinem Vetter hereintrat, sich in eine Positur zu bringen, und einen Ton und eine Stellung anzunehmen, in der sie ganz das artige, bescheidne Mädchen wieder erneuern möchte, was sie sonst immer in seiner Gesellschaft gewesen war, und wodurch sie eben die Achtung, die ihr so sehr gefiel, sich erworben hatte. Zwar war sie auch außerdem, als er nicht zugegen war, immer sittsam und artig; allein doch nicht ganz so, nicht ganz mit der ungetheilten Aufmerksamkeit auf sich selbst, wie wenn Personen zugegen sind, deren Beyfall uns nicht gleichgültig ist, und denen man sich daher gern von allen möglichen vollkommenen Seiten zeigen mag — zumal wenn

uns die Person, die uns nicht gleichgültig ist, in unserm eignen Hause besucht. Man fühlt sich dann, aber weil man ein Kind von Hause ist, und so zu sagen eine Pflicht mehr auf sich hat, auch noch um ein bißchen mehr gehoben, wie sonst. Wir benehmen uns, als ob wir die Pflichten der Eltern, die Gastfreundschaft auszuüben, auch auf uns mit hinüber nehmen wollten, und unser ganzes Selbst hat, wie es uns vorkommt, schon darum einen etwas höhern Stand, eben weil der Fremde unser Gast ist.

Albertine saß also still und bescheiden, im Ausdruck einer allerliebsten, kleinen weiblichen Würde, die sie sich zu geben wußte, neben ihrer Mutter am Tische, als Herr Sonnenthal hereintrat. Sie lehnte sich mit ihrem Ellenbogen, wie sie sonst wohl zu thun pflegte, vorsichtig genug nirgends auf, sondern saß gerade und aufrecht, wie es Leuten, die schon erwachsen seyn wollen, geziemt, auf ihrem Sitze, und strickte, um ja nicht müßig zu seyn, mit so vieler Emsigkeit, daß selbst die Mutter es bemerkte, und mehr denn einmal sie erinnern mußte, sich nicht in der Dämmerung die Augen zu verderben. — Dann that sie nach einer Weile auch wohl diese oder jene

Frage, zwar an ihren Vater, aber doch eigentlich so, daß sie Herrn Sonnenthal galt; so verständig und so weise, daß sie fast gesucht schien, und kein Frauenzimmer von 25 Jahren sich ihrer hätte schämen dürfen. Und als nun Herr Sonnenthal, der überhaupt etwas still war, und ihr Vater sich nach dem ersten Feuer schon so ein bißchen ausgeprochen hatten, und der letztere besonders mit Herrn Pastor Brandes in ein tiefes Gespräch gerathen, und die Mutter gerade auch abwesend war, da benutzte sie klüglich die Zeit, sich mit ihren Fragen an Herrn Sonnenthal selbst zu wenden; und so kamen sie unbemerkt in ein kleines Gespräch zusammen, worin sie ihn auf allerley Art und Weise vor und nach auf Dinge zu bringen wußte, die sie, weil sie ihr angenehm waren, immer noch nicht vergessen hatte, und die sie, wie Sonnenthal nur zu deutlich merkte, auch in seinem Andenken gern wieder auffrischen wollte. Nur verstand sie die Kunst noch nicht, so sehr sie sich auch Mühe gab, das alles nur so wie von ohngefähr einzuleiten; eine Roquette von achtzehn bis neunzehn Jahren würde sich darin besser zu benehmen gewußt haben.

Sie kamen zuletzt auch auf die Blumenbeete zu sprechen, und auf Blumen, und sie lobte sogar einigemal, freylich etwas sehr gerabezu, die Nelken, welche Herr Sonnenthal, wie sie wußte, am liebsten leiden mochte, daß dieß so sehr schöne Blumen seyen. Ja als sie endlich sogar auf die Nelken in Pastor Brandes Garten zu sprechen kam, da blieb nun freylich Herrn Sonnenthal vollends kein Zweifel mehr übrig, wo der Haase im Pfeffer lag. Heimlich mußte er zwar über den kleinen eiteln Zweck, den sie dabey hatte, etwas lächeln; indeß war ihm doch die Art und Weise, mit der sie sich dabey benahm, nicht unangenehm. Wenigstens sollte das ganze Betragen, welches sie heute annahm, und all das Unständige, und all die kleine weibliche Würde, die sie besonders hinein zu mischen suchte, Herrn Sonnenthalen Beweis seyn, daß sie — woferne sie dießmal nicht um vieles in seiner Achtung noch gewönne, doch wenigstens noch dasselbige Mädchen sey, mit denselben Eigenschaften, und mit derselben Sittsamkeit, die ihm einst so sehr an ihr gefallen hatte. Ein Beweis, daß sie auch jetzt noch sehr geneigt war, sich auf eine

ähnliche Art von ihm geachtet, von ihm geliebt zu sehen.

Herr Sonnenthal selbst, ein Jüngling übrigens von sanfter, liebenswürdiger Bescheidenheit, gewann durch seine Sittsamkeit und durch sein anständiges Betragen in allem, was er that oder sprach, bald die Zuneigung und das Wohlwollen des alten Herrn Sorben und seiner braven liebenswürdigen Gattinn. Herr Sorben entschloß sich daher für dießmal sehr bald, es mit dem jungen Menschen auf gut Glück einmal zu wagen. Er hatte so etwas Stilles und Edles in seinem Ausdrücke, was für ihn einnahm; und für wen Herr Sorben beym ersten Eindrücke eingenommen wurde, dem traute er leicht alles Gute zu.

Man wurde daher bald über die nähern Bedingungen einig, unter denen Herr Sonnenthal, die Stunden bey seinem Vetter abgerechnet, den Unterricht seiner Kinder übernehmen sollte. Jedoch war dieser Vertrag nur pro forma, und Sonnenthal konnte sicher darauf rechnen, wenn er ferner in der Probe bestand, daß Herr Sorben sich in seinen Belohnungen an kein Maas und an keinen Vertrag binden würde.

Unter solchen Gesprächen war es später Abend geworden, und der Mond, der durch das dunkle Grün der Hagebuchenlaube sich goß, streute auf dem Tische in derselben, und auf den Gläsern, die auf ihn standen, schon recht mild und lieblich seine zitternden, goldigen Flimmer umher. Man trank noch einige Gläser ächten, alten Rheinweins auf das Gedeihen des neubeschlossenen Werks, und trennte sich dann unter dem Uebereinkommen, daß Herr Sonnenthal sobald wie möglich seinen neuen Posten beziehen sollte. —

Drittes Kapitel.

Jetzt war Albertine, als Herr Sonnenthal eintrat, ein Mädchen von ungefähr zwölf Jahren, und nun gab es gleich in ihrer bisherigen Lebensweise eine kleine Veränderung. So sehr sie auch die übrige Zeit hindurch Gelegenheit haben mochte, sich die Tage bald auf diese, bald auf jene Art angenehm zu verkürzen, so kann man doch nicht sagen, daß nicht zuweilen die drückendste Langeweile sie überfallen hätte. Ein Mädchen von zwölf Jahren ist in der Rücksicht oft schon ein eigenes Mädchen. Spiele und Unterhaltungen, die man ergreift, um sich die Zeit zu verkürzen, und die man nicht mehr mit so ganzer Seele umfaßt, wie wenn man noch Kind ist, fangen gar zu leicht an, uns einformig und langweilig vorzukommen, sobald nicht noch

jemand außer uns daran Theil nimmt, der immer gleiches Interesse für uns behält. Man fühlt dann einen so drückenden Ueberdruß in seiner Brust, und man sehnt, und sehnt sich viel, und weiß selbst nicht, was? —

Jetzt bekam alles neues Leben, neuen Schwung und neues Interesse. Sie hatte doch jetzt jemanden um sich, dem sie ihre Freude mittheilen konnte, der selbst wohl an diesem oder jenem mit ihr Theil nahm, und der sie überhaupt besser verstand, als es bey dem verstorbenen, finstern und hypochondrischen Better der Fall gewesen war. Und da Albertine so viele Anlagen zur Natürlichkeit besaß, und sich überall gern frey und natürlich äußern mochte — wer konnte ihr wohl willkommener seyn, als Herr Comenthal? — Er, zu dessen reinsten Freuden es gehörte, solche zarte und himmlische Blumen, wo sie sich ihm zeigten, noch mehr entwickeln zu helfen, um sie in ihrem fernern Wachstume zu beobachten und sich ihrer zu freuen, und der daher, seiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit gemäß, von solchen jugendlichen, unverbundenen Seelen alles mit sich machen ließ, was sie wollten.

Schon den ersten Tag, als er eintrat, führte sie ihn, möchte ich fast sagen, in Küche und Keller — kurz, in jedem Winkel des Hauses umher, um ihn in demselben bekannt zu machen; oder ihm dies und jenes, was ihr merkwürdig war, zu zeigen, weil sie ihrer Unbefangenheit gemäß glaubte, alles, was für sie Interesse habe, müsse auch jeden andern interessiren. Im Garten führte sie ihn zu jeder Blume, die sie selbst gepflanzt und gezogen hatte; bey jedem Plätzchen, wohin sie kamen, wußte sie ihm dieß und jenes zu erzählen, weshalb es ihr merkwürdig war. — Und so ging er immer fort, und er mußte ihr allenthalben schon nach, er mochte wollen oder nicht.

Ueberhaupt war es Herr Sonnenthal, der jetzt in ihre neue Lebensweise mit verflochten wurde, er, den sie zum Theil schon kannte, an dem ihre kleine Zuneigung schon kleben geblieben war, wie die junge Fliege mit ihren zarten Flügelchen im Honigwaben kleben bleibt. Wie angenehm mußte es ihr also nicht seyn, ihn jetzt so nahe um sich zu haben, und welche schöne Gelegenheit gab ihr nicht dieß schöne Verhältniß, sich an diesen angenehmen und interessanten Menschen, der jetzt ihr Lehrer ward, noch um

vieleß innlger anzuschließen, ohne daß irgend etwas Auffallendes dabey gewesen wäre. —

Den ersten Abend zwar, als Herr Sonnenthal ihren Vater im Garten besuchte, war sie ihm ein wenig gezwungen vorgekommen, gleichsam als ob sie ihre Rolle in einer gewissen vornehmen Zurückhaltung gegen ihn spielen wollte. Indesß war dieß mehr vorübergehende Laune, eine kleine weibliche Ziererey, die junge Mädchen in den Jahren oft anzunehmen pflegen. Jetzt, als Herr Sonnenthal erst ein paar Tage da war, dachte sie nicht mehr daran. Sie wußte es jetzt selbst, daß sie sich über manche kalte und zurückhaltende Konvenienzen, die man sonst gegen fremde Personen wohl beobachtet, hinwegsetzen konnte. Das Sanfte, das Gutmüthige und Gefällige, das, wie gesagt, bey allem seinen stillen und traurigen Wesen schon in Sonnenthals Tone und in seinem Blicke sich ausdrückte, lud sie schon von selbst zu einer gewissen Vertraulichkeit ein. Sie schloß sich daher so sehr an ihn an, und ward in seinem Umgange so offen, so leicht und ungenirt, als ob sie seit Jahren schon die innigste Bekanntschaft mit einander gehabt hätten. Sie lies jetzt selten im Felde

umher, es sey denn, daß er mit ihr ging, auch zu Milchen kam sie jetzt seltner, der neue Lehrer war es, der jetzt alle ihre Gedanken, und all ihr Thun und Lassen beschäftigte. Immer mußte sie da sehn, wo auch er war, nur immer hatte sie daher tausenderley um ihn zu schaffen, oder ihn dieß und jenes zu fragen, zu erzählen, und dergleichen. —

Und hatte sie gerade nichts, was ihr merkwürdig war, so mußte er daran, und sie über dieß und jenes unterhalten, oder ihr kleine Geschichtchen erzählen. Solche Geschichtchen besonders konnte sie sich nicht genug von ihm erzählen lassen; sie hing dann allemal mit einer unersättlichen Begier an seinem Munde; es war, als ob sie jedes Wort, noch ehe es zu ihren Ohren kam, schon auf seinen Lippen belauschen wollte.

Herr Sonmenthal bemerkte bey Albertinen mit Vergnügen alle diese Aeußerungen ihres unbefangenen Gemüths, und er beschloß daher, diesen natürlichen Ausbruch ihrer Gedanken und Empfindungen, dem sie sich so gern überlassen mochte, nicht zu hindern, und ihr nicht in sich selbst zurück zu drängen. Sein Vergnügen über diese Natürlichkeit, und sein heiligstes Bestreben, dieselbe noch mehr

bey ihr auszubilden, und zugleich auch ferner bey ihr zu bewahren, können wir am besten aus einem Briefe ersehen, den er einige Tage nach seinem Eintritt in dieß Haus, an einen seiner Freunde in der dortigen Gegend, an den jungen Herrn von B . . . geschrieben hat:

Bester Freund!

„ Seit acht Tagen bin ich in einer ganz neuen Sphäre. Ich bin Hofmeister auf dem Lande bey einem reichen, angesehenen Kaufmanne, Herrn Sorben zu Leichlingen. Du weißt doch nun den Vorschlag, den mein Vetter, der Pastor Brandes mir that. — Ich habe nur zwey Kinder, einen Knaben von funfzehn Jahren, der studieren soll, und ein Mädchen von zwölf Jahren, ein holdes Naturkind, das mir äußerst viel Vergnügen macht. Sie heißt Albertine, und ist ein Mädchen, in der durchaus kein Arg und kein Falsch ist; sie ist in allem so unbefangen, so wahr und natürlich, wie das höchste Ideal einer unbefangenen, engelreinen Natur es nur immer seyn kann. Du durchschaust ihre ganze Natur, d. h. alle ihre Gefühle und

alle ihre Handlungen und die Triebfedern derselben, wie einen Krystall, so spiegelrein und hell, denn sie hat für alle Aeußerungen ihres Gefühls und für ihre ganze Handlungsweise nur Eine Quelle: der schöne, himmlische Instinkt ihres unbefangenen, natürlichen Herzens. Es ist kein Gefühl, keine Kraft, keine Tugend, die Du nicht himmelrein aus diesem Herzen hervorgehn sähst, ohne daß sie sich's fast bewußt ist, daß sie es gewollt hat. Es ist bloß die himmlische Allmacht dieses Instinkts, und sie muß so handeln!" —

„Selbst die schönen Schwächen ihres Herzens: ihr Verlangen nach mir, und ihre Sehnsucht, mit mir umzugehn; ihren Unmuth und ihre innere Unruhe, wenn sie nicht bey mir seyn kann; ihr heimliches Verlangen, daß ich sie immer für ein liebenswürdiges, gefälliges Mädchen halten möge — selbst alles dieß, was jede andere, die schon künstlichere Manieren hat, mir sorgfältig würde zu verbergen suchen, weiß sie nicht einmal zu verdecken. — Und wenn nun diese unbefangene Natur einmal mit dem, was man nach dem Tone des künstlicheren Umgangs glaubt beobachten zu müssen, in Kollision kommt: wenn sie sich auf der einen Seite

dem natürlichen Gefühle ihres unbefangenen Herzens überläßt, und auf der andern Seite die Scham in ihr erwacht, daß sie sich zu sehr verrathen habe, o Freund! welch eine reizende Verwirrung überfährt sie da! welch eine himmlische Grazie tritt dann in den verlegenen Eröfthen, wie ein junges, zartes Morgenroth auf dem Gesichte dieser holdverschämten Natur hervor! — Ja, Freund! nur in solchen Augenblicken kann man sich eine Idee machen von dem eigentlichen Reize und der Grazie der zartesten Unschuld einer weiblichen Natur — diesem goldenen Phönix, den so viele griechische Künstler sich zu ihrem einzigen höchsten Ideal erwählten, und von dem auch noch heutiges Tages alle Künstler und alle feinere Seelen-Mahler aus dem Reiche der Dichter, in so bezaubernden Ausdrücken sprechen.“

„Aber, Freund! ich wollte Dir die schöne, engelreine Natur dieses Mädchens schildern, und wäre beynah von meinem Ziele ganz abgekommen. Ich sprach von dem himmlischen Instinkte ihres schönen, unbefangenen Herzens, und von den Gefühlen, von den Kräften und Tugenden, die vermöge dieses Instinkts so himmelrein aus ihr hervorgehn;

und in welcher überströmenden Fülle gehn sie aus einer solchen Natur hervor! Liebenswürdige Offenheit — schöne Aufrichtigkeit — himmlischer Edelsinn — Wahrheitsliebe — leicht zu rührendes, schönes Mitleid — die unverhaltene Dankbarkeit eines schönen Gemüths — lauter Tugenden, deren eine fast die andere drängt, wie so himmlisch und schön sind sie in einer solchen unbefangenen Seele verschwifert! — Und vor allen besonders das schöne, rührende Zutrauen, mit dem sich eine solche Engelseele an alle, die sie für gutgestimmte Wesen hält, so leicht anschließt — und die himmlische Unschuld der Gefinnungen, die sich in einem solchen Zutrauen ausdrückt! — Sie traut keinem etwas Böses zu; sie hält alle Menschen für gut, so wie sie selbst es ist. Ihr ganzes schönes Gemüth ist so lauter und rein, wie das sanfte Blau des Himmels an einem heitern Frühlingstage, das Du durch und durch zu durchschauen glaubst, und in dem nicht das kleinste schwarze Pünktchen sich dir zeigt.“ —

„O Freund! wie schön spiegelt sich in solchen Seelen die Menschheit! Welche große Idee giebt uns ein solches Gemüth von der ursprünglichen hohen und himmlischen Natur

des Menschen, von seiner Abkunft und seiner Bestimmung! Ja, Engeln, als sie die erste Bildung des Menschen vollendet hatten, und nun von uns weichen, und uns auf fremden, unbekanntem Küsten allein zurückließen, ließen uns diese Tugenden weise und gütig als Gesellinnen zurück, um an ihnen uns unter einander zu erkennen, als die Kinder Eines erhabenen Geschlechts, und um unter ihrer Leitung, wenns möglich wäre, den Weg in das verlorne, unbekante, schöne Land unsers ersten Ursprungs wieder zurück zu finden.“ —

„Welch ein heiliges Geschäft muß es also nicht seyn, bester Freund! eine solche Natur zu erziehn, d. h. sie aus ihren ersten zarten Keimen weiter entwickeln zu helfen, und alle diese schöne Tugenden so himmelrein aus ihrer Seele hervorgehen zu lassen, wie junge himmlische Blumen, die in einem verborgenen Frühlingstage zart empor keimen; aber auch, was eben so sehr dazu gehört, eine solche schöne Natur in ihrer himmlischen Unschuld zugleich zu bewahren, und diese zarten Blumen, wie mit heiligen Händen gleichsam zu beschirmen, daß kein rauher Windstoß darüber hinfahre, und sie zerknicke; oder daß sie

sonst nicht mit unheiligen Händen angefaßt werden: denn sie sind wie gewisse zarte Pflanzen, die, sobald man sie einmal mit den Händen berührt hat, gleich zu welken anfangen.“ — —

Dein

aufrichtiger Freund
Sonnenthal.

Aber das ist es eben, was mich oft so wehmüthig macht — schreibt er in einem andern Briefe — daß gerade die zartesten und heiligsten Tugenden des Menschen, so wie seine schönsten Freuden, am allerersten in Nichts verschwinden, und daß gerade der feinste Blumenstaub der schönsten Blumen am leichtesten verweht wird. — Wie lange wird's währen, denke ich oft, wenn ich eine solche jugendliche, unbefangene Seele ins Leben hineinschlüpfen sehe, und die goldene Unbefangeneheit, und diese Unschuld, die uns alle so sehr an euch entzückte, ist verschwunden, und das, was euch selbst so glücklich machte, ist nicht mehr; und es ist euch, als ob in der Gegend, die vor andern Blicken lag, ein schöner Glanz erloschen sey. Warum schwindet doch dieß schöne Ebenbild der Gottheit,

Das wie eine zweyte leuchtende Sonne am
Himmel der Menschheit steht, — ach! war-
um schwindet auch diese Sonne sobald vom
Himmel unsers Lebens hinweg, da sie in den
großen Jahren unsers Lebens nur Einmal auf-
und untergeht, und dann eine desto öder
dämmernde Gegend zurückläßt, je mehr sie
vorher mit ihrem schönen Glanze uns blen-
dete. —

Viertes Kapitel.

Einige der angenehmsten und nützlichsten Stunden, die Sonnenthal seinem Unterrichte mit einmischte, waren diejenigen, die er der Musik widmete — Stunden, die zu der schnellen und vorzüglichen Entwicklung des Gemüths von Albertinen ihrer schönern Triebe und Kräfte nicht wenig beytrugen. Er bemerkte bald, daß nicht jede Musik gleichviel bey ihr galt, und daß es ihr nicht bloß um des Geklimpers der Töne, und um des schönen Schalls wegen in den Ohren zu thun war; sondern, daß sie in der Musik schon zu unterscheiden wußte — jedoch nicht als

gebildete Kennerin, sondern mehr nach natürlichem und unbefangenen Gefühle, je nachdem sie durch dieselbe gestimmt ward. Ein schönes, sanftes Adagio, oder die zärtliche Composition irgend einer schönen Arie, machten bey ihr ganz andere Eindrücke, als sie bey einem hübschen Rondeau, einem muntern Allegro u. s. w. empfand. Bey den letztern Gattungen hob sich ihr Herz unwillkürlich zur Freude, wenn Herr Sonnenthal so bey ihr am Klaviere saß, statt daß bey den erstern sich ihr Herz in sanften Gefühlen der Wehmuth verlor, oder bey wilden oder tragischen Passagen, z. B. in Symphonien, sich wohl gar in sanfte, bebende Schauer auflöste.

Eine solche Wirkung vermag die Musik in den menschlichen Gemüthern hervorzubringen! — „Und wenn ich meinem ärgsten Feinde den Tod geschworen hätte, — pflegte Herr Sonnenthal oft zu sagen, wenn eine Symphonie von Hayden, oder eine schöne und schmelzende Composition von Mozart gespielt würde — und ich käme mit dem schwarzen Anschlage zu ihm, gerade indem er da säße, und ein solches Stück mit Ausdruck auf den Klaviersaiten wiederhellen

ließ, ich würde ihm um den Hals fallen, und mich verfühnen müssen.“ —

Auch bey Albertinen brachte die Musik fast dieselben Wirkungen hervor. Oft und gern saß sie daher am Klavier, als sie nun schon etwas mehr herangewachsen war, und schon eine größere Fertigkeit im Spielen bekommen hatte, und wählte und wählte so lange, wenn sie ja einmal etwas ungewöhnlich sich gestimmt fühlte, vielleicht ein bisschen mit sich selbst uneins, oder wohl gar ein wenig schwermüthig, oder so, bis sie dann so ein rechtes Stück gefunden hatte, daß diese unmuthigen oder traurigen Empfindungen wie ein Ableiter aus ihrer Brust heraus hob, und mit dem sie dann in den bebenden Klavierfalten langsam verhallten. Und gewiß mochte sie auch ihren Lehrer noch einmal so gut leiden, wenn er am Klaviere bey ihr saß, und so recht ein passendes Stück für sie zu treffen wußte. —

Die eigentlichen Klavierstunden waren immer des Morgens. Gewöhnlich war es dann ihr erstes; wenn er ihr auf diese Art einen angenehmen Vormittag bereitet hatte, daß sie nach geendigter Stunde geschwinde einmal hinlief, nach Herrn Sonnenthal's

Nelken zu sehn, deren er mehrere Töpfe vor seinen Fenstern stehen hatte, und schnell einige Gläser frisches Wasser heraufholte, um sie aufs neue zu begießen, — weil sie nach einer solchen Stunde gern alles für ihn that, was sie ihm nur irgend an seinen Augen absehn konnte. Ueberhaupt interessirte sie sich weit mehr für diese Blumen, als wenn sie ihr selbst gewesen wären. Und wenn dann hie oder da eine junge Nelke so recht frisch und rund, und gleichsam trotzend in der ganze Fülle all' ihres dunkeln aromatischen Purpurs hervorbrach, und Herr Sonnenthal nie genug seine Freude darüber auslassen konnte — o dann war ihre Freude gewiß allemal noch einmal so groß! Die Art, wie er dann zuweilen für ihre kleine Mühe und Gefälligkeit dankte, auch einige der schönsten und vollsten Blumen vom Stocke selbst, die er ihr zuweilen dafür zum Geschenk machte, waren königliche Belohnungen. — Keine trug sie lieber aus dem Garten, als gerade diese, und immer war dann die Nelke der liebste Gegenstand, über den sie sich mit Herrn Sonnenthal unterhalten mochte. Und wenn er nun von ohngefähr seine Blumen selbst einmal bezog, ehe sie hatte dazu kommen können, so

war für diesen Tag eine große Freude für sie verloren.

Einst an einem solchen angenehmen Tage war des Nachmittags viele Gesellschaft bey Herrn Sorben. Unter andern war auch Pastor Brandes mit seinem Milchen, und noch einer ältern Schwester derselben, die in Dresden unglücklich verheurathet war, und daher die mehrste Zeit wieder bey ihrem Vater lebte, denn sie war so gut wie völlig geschieden. — Junie hieß sie, und war jetzt ungefähr in ihrem vier und zwanzigsten Jahre. Aber es war gewiß nicht ihre Schuld, daß sie mit ihrem Manne in diesem traurigen Verhältnisse lebte, denn sie war ein Frauenzimmer von einem sehr edlen Charakter, überhaupt von vieler Sanftmuth und Milde, und von einem großen, gefühlvollen Herzen — ein Weib, ganz für die Liebe geschaffen — aber ihr Mann war ein Wüßling, ein Schwelger. Ich enthalte mich jetzt aller ihrer nähern Schilderung; vielleicht kommt sie in der Folge noch zu mehreren Malen wieder vor. — Sie hatte Albertine, über deren natürliches und unbefangenes Wesen sie sich selbst sehr freute, von jeher viel beobachtet, und ihr war daher die besondere Anhänglichkeit der-

selben an ihren jungen Lehrer nicht entgangen. Jetzt, als sie mit Herrn Sonnenthal auf einige Augenblicke in einem Fensterbogen allein stand, fragte sie ihn daher, was er von diesem natürlichen und unverstellten Wesen der Albertine halte?

„Es ist ein solcher Zustand der Unschuld und Unbefangenheit — sagte er — wie ein goldener Traum, aus dem man nie spät genug erwachen kann. Erwachen wir aus ihm, so ist es uns wie kleinen Kindern, die aus dem Schlafe erwachen, und die, indem sie noch kaum erwacht sind, schon gleich ihre kleinen Händchen ausstrecken nach der guten Mutter, oder der Wärterinn, oder wer sie sonst zur Wiege trug, und einwiegte, weil sie dieselben noch auf der nämlichen Stelle glauben, wo sie sie einige Stunden zuvor, ehe sie einschliefen, verlassen hatten. — So glauben auch wir, wenn wir aus diesem Traume erwachen, alles das noch zu finden, und in der Wirklichkeit wieder anzutreffen, was uns im Zustande dieser goldenen Unbefangenheit beglückt, und unsern Sinnen immer, so zauberisch und schön vorgeschwebt hat, aber — der Traum ist verschwunden.“ —

„Die Alten, — fuhr er fort — pfleg-

ten denen eine goldene Binde um's Haupt zu legen, die sie vorzüglich verehrten, und für vorzüglich heilig hielten. Mit noch mehrerem Rechte, glaube ich, kann man die unbefangene Jugend mit einer solchen goldenen Binde ums Haupt darstellen — zumal, wenn man sie ihr um die Augen legt — denn sie ist so heilig, und — was sie vor jenen voraus hat, — sie hält in den Jahren auch alles außer sich für so heilig, wie sie selbst ist. Aber wehe uns, wenn diese goldene Binde nun einst von unsern Augen sinkt! Wir können sie, denk ich, nie lang genug um unser Haupt zu bewahren suchen.“

Ach! ja wohl, seufzte Junke tief aus ihrem Innersten herauf, und gieng dann schnell wieder zum Tische, um sich in andere Gespräche zu mischen, und dem Gedanken nicht weiter nachzuhängen. —

Nicht lange, so kam sie wieder. „Ich habe dem, was Sie vorhin sagten — sieng sie an — weiter nachgedacht, und wie sehr recht haben Sie, liebster Freund! — Ach warum kann man denn nur im goldenen Zeitalter einer unbefangenen, sorglosen Jugend eigentlich glücklich seyn, wo wir, wie halb in einem gedankenlosen Traume, leicht

und wohlgemuth ins Leben hinhüpfen, und wie mit glücklicher Blindheit geschlagen, auf die Welt außer uns, und um uns her, wenig achten.

„Es gehört eben dazu; um vollkommen glücklich zu seyn,“ — versetzte Sonnenthal — „daß wir überhaupt noch nicht weit in die Welt hineingeschaut haben, und daß sie vor unsern Augen, wie bey einem anbrechenden Frühlingmorgen, überall noch, wie in einen goldnen Nebel vergraben liege, der uns ihre wahre Ansicht und ihre wahren Gestalten verhülle.“

Junie. Aber dieser Nebel steigt auf?

Sonnenthal. Und öffnet uns dann freylich allenthalben die Aussicht in die einsförmige, nackte und kahle Gegend dieses Lebens; und in den Hintergrund einer dunklen, öden und freudenleeren Zukunft; und wenn wir erst in diesem Hintergrunde der Zeit sind, am trüben regniigten Herbstabende unsers Lebens jagt ihn dann der feuchte, schmelzende Südwind, der aus den warmen Südländern unserer fernen Jugend heraufweht, noch einmal wieder am Himmel vorüber, aber als dunkles, fliehendes Gewölk, das, in Regen aufgelöst, eus nach dem an-

gern nieder sinkt, und der goldene Tag ist verschwunden.“

Während dem, daß sie so redeten, war über dem Walde, nach Osten hin, in die dünnen, zerfließenden Gewitterwolken, die der Wind vom mittelländischen Meere heraufgetrieben hatte, ein prächtiger Regenbogen aufgestanden, den man vom Fenster, über den Garten hinaus, sehen konnte. Albertine war hinzugetreten, ihn zu sehen. „Ein junges Mädchen, wie eben unsre Albertine“ — fuhr Sonnenthal fort, als sie ihn eine Zeitlang betrachtet hatte — „und der frohe sich gern täuschende Jüngling — so lange die schöne Frühlingssonne einer heitern und unbefangenen Jugend am Himmel ihres Geistes steht, dünkt sich die Erde immer wie unter einem solchen Regenbogen, der prangend über ihr steht, und die Tropfen, die er aus ihr gezogen hat, wie glänzende Rubinen und kleine Blumenknospen wieder über sie herstreut, so funkelnd sinkt der bunte Staub vor ihm nieder. Er ist ihnen wie ein schöner Blumenring, der am Himmel hängt, und in dem die Erde sich sanft trägt und wiegt.“

„Aber eben, weil eine Sonne nicht im-

mer so steht, daß sie einen Regenbogen abspiegeln kann, so macht mich das oft so wehmüthig — beynahе möchte ich sagen, es sey empfindsame Wehmuth — wenn ich eine solche jugendliche und unschuldige Seele in ihrer Unbefangenheit in die Welt hinein hüpfen sehe. — Ach! ihr wißt es noch nicht, denk ich dann oft, daß wir nur mit unserm eignen Geiste alles in die Welt hinein tragen, was wir schönes und reizendes in ihr finden. Wie lange wird's währen, denk' ich dann, so sind auch diese milden und schönen Sonnen, die in eurem Geiste standen, und alles vor euch her, wie an einem schönen Frühlingsmorgen lieblich beglänzten und erhellten, erloschen; und mit ihnen sind zugleich eure frohen Irrthümer, und alle die goldnen Träume eurer Jugend, die euch sonst umgaukelten, und alle die bunten und magischen Gebilde der Zukunft, die sich vor euern Augen, wie eine leicht bewegliche Nebelwelt mannichfaltig durch einander bewegten — alles, alles das ist nun verschwunden, wie der bunte Regenbogen immer zerfliehet, wenn die Sonne vom Horizonte entflohen ist — und allenthalben starren euch dann entgegen die nackten und kahlen Ecken und Felsen der Wirk-

lichkeit, und der eben Wahrheit, ohne vom goldnen Nebel der Kindheit verschleiert, oder von der Morgenröthe der unschuldsvollen Jugend rosig beschimmert zu seyn — und ihr schaut dann so still und verlassen in ein weites, ödes, und trauriges All, über dem keine milde Frühlingssonne wieder aufgeht, und durch das ihr nun als Pilger eure Reise vollenden sollt; — und was soll euch auf dieser weiten, freudenleeren Reise trösten?“

Alle waren innigst gerührt über diese Gemählde der entflohenen Jugend — Unschuld, und des entflohenen Jugend-Traumes, vor allen aber Junie. — „Sie erinnern mich da“ — sagte sie — „an eine meiner Lieblingsstellen aus *Vend a's Ariadne*, die ich nie ohne Wührung spielen kann: an das *Adagio*, nämlich wo *Ariadne* auf eine ähnliche Weise um den Verlust ihrer entflohenen Jugend klagt.“ —

„Ich wüßte selbst nicht — entgegnete *Sonnenthal* — daß ich je eine Stelle gefunden, die größern und tiefern Eindruck auf mich gemacht hätte, als diese. Man sollte kaum glauben, daß es einem Componisten möglich wäre, mit bloßen leblosen, und so zu sagen, an sich unbedeutenden Tönen,

ein solches täuschendes Gemählde einer Empfindung zu entwerfen, die er gleichsam aus unserm tiefsten Innern herausgehoben zu haben scheint. Aber auch nur der heiligen Allmacht eines vom Genius selbst geweihten Meisters gehorcht eine solche Kunst, wenn er sie beschwört; nur er darf in die Tiefen des menschlichen Herzens hinuntersteigen, um dort die ewige Natur zu behorchen, und und nur er versteht sie. — Aber wenn er dann auch wiederkehrt aus diesen Schachten seines innersten Selbsts, und das, was er behorcht und verstanden hat, in Laute und Töne übergehen läßt, und alle diese Töne nun in einander enden, so ist es nicht anders, als ob jeder derselben eine lebendige Zunge hätte.“ —

Man suchte diese Stelle jetzt noch einmal so eifrig hervor, und Sonnenthal mußte sie spielen. Die hohe Nüchternung, die so allmächtig in ihr liegt, und das so unendlich feine und manichfaltige Spiel derselben riß unwiderstehlich hin, und bemächtigte sich, wie durch einen Zauber, aller Herzen. —

„Wie sehr Recht haben Sie — sagte Junie, als er geendigt hatte,“ — es ist als ob er unser ganzes Herz aus uns selbst heraushöbe, oder es, wie einer der feinsten

Anatomiker, in alle die wehmüthigen und schmelzenden Gefühle, die uns bey der Erinnerung an ehemalige glückliche Jugendzeiten zu durchdringen pflegen, zerlegt, oder vielmehr, aufgelöst hätte“ — und im Grunde mochte sie nicht Unrecht haben; denn das aufgelöste Gefühl trat gleichsam in stillen, glänzenden Thautropfen der wehmüthigsten Nührung sichtbar zu aller Augen heraus, wie der Thautropfen aus dem innersten Herzblatt einer Blume quillt, und glänzend an ihr hängt. —

Fünftes Kapitel.

Unter diesem Unterrichte mochten gegen zwey Jahre verfllossen seyn, so, daß Albertine jetzt vierzehn Jahr alt war. Im Ganzen genommen, mochte aber diese Erziehung nicht wenig dazu beygetragen haben, sie vor und nach mehr an ihren jungen Lehrer zu fesseln, als sie eigentlich sollte. — Es gab daher bald Gelegenheiten die Menge, wo ihre unbefangene Zuneigung zu ihm, sich unverhalten zu erkennen gab. War es Herbst, und es wurden Aepfel oder Birnen zum Nachtische aufgetragen, so suchte sie ihm, wenn er aufgehört hatte zu essen, immer noch die schönsten aus, mit den Worten: „Sehn Sie, Herr Sonnenthal! hier noch ein recht schön-

ner.“ — Als er ihn, so suchte sie noch einen zweyten, den er immer auch noch essen sollte, und so immer noch einen, so, daß oft die Mutter selbst mit den Worten: „Du siehst, Albertine! ja wohl, daß Herr Sonnenthal nichts mehr essen will,“ sie zur Ruhe bringen mußte. — Und so gieng es bey tausend andern Gelegenheiten. Hatte ihr die Mutter unten im Hause Kirschen gegeben, die sie essen sollte, so brachte sie solche immer zu Herrn Sonnenthal herauf; wenigstens mußte er mitessen, wenn er sie nicht allein behalten wollte.

Einft waren viele Fremde bey ihren Aeltern zum Besuche. Es war ein schöner angenehmer Sommer-Nachmittag, wo also die ganze Gesellschaft im Garten den Kaffee trank. Sonnenthal, der gerade etwas un- päßlich war, und besonders viel Kopfweh hatte, hatte sich für heute die Gesellschaft verbeten und hütete oben sein Zimmer. Es läßt sich leicht denken, daß Albertine jetzt wenig von seiner Seite kam. Im Garten mochte so viel Gesellschaft seyn, wie nur immer: Albertine war dies gleichgültig; sie hatte das Beste erwählt, und blieb oben bey Herrn Sonnenthal; und nur zuweilen

glang sie einmal herab, um zu sehn, was unten vorgehe. — Nach dem Kaffee ging die Gesellschaft ein wenig im Garten umher spazieren, und während dem brachte die Mutter ein paar Schüsseln voll Erdbeeren in Bereitschaft, die sie hatte pflücken lassen, und nun den Gästen vorsetzen wollte. Einige recht schöne waren absichtlich oben aufgelegt. So standen sie noch da, und erwarteten jeden Augenblick ihre Gäste, als Albertine dazu kömmt, und sich einige der rundesten und vollsten oben wegnimmt, um sie Herrn Sonnenthal heraufzubringen. Es sey doch billig, denkt sie, da er oben allein sitzt, und sich kein Mensch um ihn bekümmert, daß sie wenigstens etwas Sorge für ihn trage. Alleen der Mutter war dagegen für diesmal mit ihrem guten Willen um destoweniger gebient. Als sie daher wieder unten erschien, wurde sie von derselben dieserwegen etwas vorgenommen.

„Ich weiß nicht, — sagte die Mutter — was du dann immer mit deinem Herrn Sonnenthal hast! Sie würde sich freylich nicht so ausgedrückt haben, wenn es nicht in der Uebereilung geschehen wäre, weil doch immer ein Ton darinnen lag, als ob sie diese

Liebe und diese Sorgfalt für ihren Lehrer mißbilligte. Albertine stand dabey wie auf Kohlen, und in der größten Verlegenheit. Sie hatte freylich nicht daran gedacht, daß sie dießmal ihre Liebe zu Herrn Sonnenthal auf Kosten der guten Lebensart befriedigte.

Die Sache ärgerte sie indeß bisher doch ein bißchen, denn seit langer Zeit hatte sie von ihrer Mutter keinen solchen Auspußer bekommen. Und nun bekam sie ihn noch gar Herrn Sonnenthal wegen. — Herr Sonnenthal mußte also unter der ganzen Sache mit leiden, ungeachtet er so unschuldig dazu gekommen war, wie nur etwas.

Allein, Albertinen ging es hier, wie tausend andern Menschen, die, wenn sie durch Jemanden in Verlegenheit kommen, selten auf die Umstände Rücksicht nehmen, wie sie in diese Verlegenheit gekommen sind, — indem der Fehler oft bloß in ihnen selbst, und in ihrer eignen Unvorsichtigkeit lag — sondern es mehrentheils geradezu dem Gegenstand selbst entgelten lassen. — Sie hielt sich also, von jetzt an, etwas mehr zurück, wie sonst; sie ward gewissermaßen auf ihn mit unwillig, und sie suchte sich daher in ihrer

Liebe zu ihm, der sie sich bisher so ganz blindlings überlassen hatte, etwas einzuschränken, weil doch diese Liebe die erste Ursache ihres kleinen Vergers geworden war. Auf diese Liebe fiel also überhaupt die Schuld zurück. Allein, das gute Mädchen genügte sich in der That nur selbst! Je mehr sie sich zwang, sich zurückzuziehen, desto mehr fühlte sie's, daß dieser Zwang ihr lästig war, und dadurch ward sie immer noch gezwungener. Es war ihr gar nicht recht, wenn sie nun so da saß, und es selbst fühlte, daß sie sich zwang, sich nicht so leicht, so unbehagen und natürlich gegen ihn zu betragen, wie sie bisher gethan hatte. Dadurch ward sie innerlich verstimmt, und heimlich unehrs mit sich selbst. Ja — sie trieb es am Ende gar so weit, daß sie auch Herrn Sonnenthal für etwas kälter und zurückhaltender hielt, bloß — weil sie es war.

Zweyter Abschnitt.



Erstes Kapitel.

Hätte Albertine die schwere Kunst verstanden, sich selbst zu verstehn, so würde sie aus dieser ungewöhnlichen Erscheinung, die in ihr selbst vorging, leicht begriffen haben, daß es mit ihrem Herzen nicht mehr so recht stand, wie es eigentlich stehen sollte. Man sieht aus dem Ganzen, daß sie sich im Grunde in dem freyen und unbefangenen Umgange mit ihrem Lehrer fester eingesponnen hatte, als sie eigentlich sollte. Folgende Umstände werden uns davon näher überzeugen.

Sonnenthal mußte um diese Zeit einiger erbenschaftlichen Angelegenheiten wegen auf ein paar Tage nach Dresden verreisen, wo seine

Gegenwart erfordert wurde. Nun kam es mit Albertine's unbegreiflicher Stimmung, in der sie sich selbst nicht mehr begriff, noch mehr zum Durchbruch. Jetzt war es ihr vollends, als ob ihr das ganze Haus über dem Kopfe zusammenstürzen sollte. Allenthalben vermifste sie jemanden, und drum war es ihr allenthalben so einsam und so leer; nirgends war es ihr recht. Sie suchte etwas, und dachte nicht einmal daran, was sie eigentlich suche; und so lief sie gedankenvoll und in sich selbst versunken, des Tages wohl zu mehreren malen im ganzen Hause umher, bis sie bey dem nächsten Gegenstande, wohin sie ganz mechanisch und ohne selbst zu wissen wie — gekommen war, plötzlich aus ihren Gedanken erwachte, und nun erst daran dachte, daß sie hieher nicht hatte gehen wollen. Sie kam an ihres Lehrers Stelle, um sich ein Buch bey ihm zu holen, und jetzt erst fiel es ihr ein, daß Sonenthal verreist und nicht zu Hause war; und halb ärgerlich, halb gleichgültig, kehrte sie an der Thüre wieder um. Jetzt wußte sie gar nicht, wo sie hin sollte; jetzt fühlte sie es erst, daß sie schrecklich viele Langeweile habe. In einer solchen Stimmung gieng sie nach ihrem Zimmer zu-

rück, holte Feder und Dinte zur Hand, und setzte sich hin, mit Milchen sich wieder einmal zu unterhalten. Hier ist der Brief:

Liebes Milchen!

„Ich weiß es selbst nicht recht, was mir heute fehlt, aber ich bin so in einer ganz eigenen Stimmung. Krank bin ich nicht, auch sonst nicht unpäßlich; aber doch bin ich nicht so recht, wie ich eigentlich seyn sollte. Es ist mir immer, als ob mir irgendwo etwas fehle, und doch, wenn ich es bey hellem Lichte betrachte, fehlt mir nichts. Zuweilen denke ich, es müsse mir einer etwas gestohlen haben, was mir, mir gleichsam selber unbekannt, abhandelt, und da laufe ich im ganzen Hause umher, und sehe nach meinen Kleidern, nach meinem gesparten Gelde — und das alles ist noch da. Ich laufe zum Taubenschlage hinauf, und sehe nach, ob meine Tauben noch alle beysammen sind, und auch da fehlt mir keine. Nur daß ich heute Morgen das Futter für sie vergessen hatte — die armen Thierchen! Ich weiß selbst nicht, daß ich seit ein paar Tagen so vergessen bin; immer habe ich andere Gedanken. Ehe ich mir's versehe,

bin ich an einem Orte, wohin ich eigentlich gar nicht gewollt habe; und überlege ichs dann in meinen Gedanken, was ich eigentlich will, so weiß ichs selbst nicht. Auf diese Art fühle ich zuweilen die schrecklichste Langeweile. Seitdem Herr Sonenthal weg ist, ist es mir nirgends recht. Wenn er nur erst wieder da wäre, daß wir unsre Stunden wieder anfangen könnten! Ich glaube, daß das Schuld daran ist, daß ich allenthalben so viele Langeweile habe, weil ich nichts zu thun habe. Wenn es morgen gutes Wetter bleibt, so werde ich dich daher wohl ein wenig besuchen.

Deine

Albertine.

Allein das gute Mädchen täuschte sich selbst. Sie hatte genug zu thun, aber nichts wollte ihr recht von statten gehn, weil sie zu nichts Lust hatte. Sie fing an zu stricken, und versah eine Masche nach der andern. Sie nahm ein Buch zur Hand, und las ein wenig darin; fing dann an darin zu blättern, und warf es wieder auf die Seite — und so nahm sie ein Buch nach dem andern vor, und alle lagen ungelesen auf dem Tische

umher, so daß es endlich sogar der Mutter auffiel, und diese sie mit den Worten anfuhr: „Albertine! was machst du denn da für buntes Zeug?“

Allein Albertine trieb ihr Wesen immer so fort.

Endlich fiel ihr von ungefähr, der Himmel weiß wie? der Gedanke ein, ob Sonenthal wohl böse auf sie seyn könne? — Sie war in seinen Stunden seit einigen Tagen etwas kälter und zurückhaltender gewesen, wie sonst. Sie wollte ja sogar auch an ihm es gemerkt haben, daß er kälter und gleichgültiger geworden sey, weil sie es war. Jetzt war es also richtig! Er war nicht nur kalt gegen sie geworden, — er mußte sogar unzufrieden mit ihr, mußte böse auf sie seyn. Nichts war gewisser, als das! Sogar beym Abschiede, wie es ihr vorkam, hatte sie es an ihm gemerkt, daß er nicht auf die gewöhnliche freundliche Art von ihr Abschied nahm, und ihre Einbildungskraft that ihr möglichstes, ihr das alles im höchsten Grade zu vergegenwärtigen. — Sie hatte ihn also beleidigt oder wohl gar gekränkt? Dieß machte sie heimlich mißmuthig, mit sich selbst unzufrieden und traurig. Den Beysatz: liebe

Albertine, den sie sonst so gern von ihm hören mochte, hatte sie diesmal gar nicht aus seinem Munde vernommen, als er wegging und Abschied nahm. Kalt und gleichgültig sprach er: „Albertine, leben Sie wohl!“ Dieß war also vollends Beweis dafür, daß sie ihn gekränkt haben mußte, und nun war es ihr auf einmal deutlich, warum sie so heimlich traurig, so unzufrieden mit sich selbst war. Die innern Vorwürfe waren Schuld daran, die sie, ohne ihren Willen sich selbst machte. Sie konnte fast die ganze Nacht hindurch nicht drum schlafen. Ein jeder Mensch von zärtlicher Bestimmung weiß es selbst, wenn er bey einer Person, die ihm werth war, in hoher Liebe stand, und er sich nun auf einmal aus seinem Himmel so herabgestürzt glaubt, wie ihn das schmerzt, und heimlich quält und beunruhigt. Albertine war des andern Tages, als ihr das wieder einfiel, so verstimmt, daß sie nicht weniger, als Lust hatte, Emilien zu besuchen. Ein Brief, den sie anfing, sollte statt ihrer hingehen. Hier ist der Anfang desselben.

Liebes Mädchen!

„Ich wollte dich zwar anfangs heute selbst besuchen, allein ich bin so mißmuthig und so innerlich traurig, daß ich gar keine Lust habe, auszugehen. Jetzt glaube ich wohl, daß ichs weiß, was mir fehlt. Herr Sonnenthal ist abgereist, ohne Abschied zu nehmen. Zwar nahm er wohl Abschied von mir, allein ich meine nur, nicht auf die gewöhnliche Art, nicht so, wie sonst. Es kommt mir vor, als ob er ganz kalt und gleichgültig an mir vorüber gegangen sey, indem ich unten im Hause stand und mir immer etwas zu thun machte, damit er sich noch einmal empfehlen möchte, wenn er wegginge. Auch sah er sich kein einziges mal um, als ich in der Thüre stehen blieb und ihm immer noch nachsah. — Er muß also wohl heimlich böse auf mich seyn. Ich bin seit einiger Zeit ein wenig unartig gegen ihn gewesen, ein wenig kalt und zurückhaltend, ohngeachtet er es eigentlich gar nicht verdient hatte; ich selbst war nur Schuld daran. Das muß ihn wohl gekränkt haben, und ich mache mir jetzt selbst Vorwürfe daüber. Ich wollte, daß ichs lieber nicht gethan hätte.

Was muß er jetzt von mir denken? — Er hielt sonst immer sehr viel auf mich; — jetzt muß er glauben, daß ich ein ungezogenes, undankbares Mädchen sey, und das möchte ich doch in seinen Augen nicht gerne seyn. Wenn ich es ihm doch gleich gesagt hätte, als er wegging, daß ich es eigentlich nicht so gemeint habe! O, wie viel gäb' ich darum, wenn ich jetzt auf einen Augenblick bey ihm seyn könnte, um ihm mein Unrecht mit Thränen wieder abzubitten! Ich würde mich dann so wohl, so beruhigt fühlen, während der Zeit, daß er nicht hier ist; er möchte dann immer so lange ausbleiben, als er nur immer wollte! Aber jetzt ist es mir so heimlich schwer, so gepreßt ums Herz, daß ich gern recht herzlich weinen möchte, wenn ich könnte, um mir etwas Luft zu machen“ u. s. w.

Allein Albertine schickte diesen Brief nicht hin. Sie fand, als sie ihn selbst noch einmal durchlas, daß sie Emilien mehr darin gestanden hatte, als sie ihr eigentlich gestehn mochte; und doch hatte sie das alles, wie sie sich selbst bekannte, bey weitem noch nicht so ganz ausgedrückt, und so vollkommen und

lebhaft dargestellt, wie sie es in sich fühlte, und wie sie es eigentlich wohl hatte ausdrücken wollen. Halb unvollendet ließ sie daher den Brief liegen, nahm wieder etwas anders vor, und auch dabey verlor sie bald wieder die Geduld. Und in einer solchen Stimmung trieb sie sich noch umher, von einem Gegenstande zum andern, als endlich Milchen selbst zu ihr kam. Man hätte glauben sollen, daß sich nun all ihr Ueberdruß, den sie an allem hatte, verloren, daß sie tausenderley mit ihrer kleinen Freundin würde vorzunehmen gehabt haben, zu spielen oder zu plaudern; allein dieß war nicht ganz der Fall. Zwar nahmen sie tausend Dinge vor, alle ihre alten Spiele und ihre sonstigen Beschäftigungen; aber bey allem zeigte Albertine, nach wie vor, eine gewisse Verdrossenheit, und ein träges, langsames Wesen, was unerträglich war, und jede Freude verdarb. Nirgends war es ihr recht. Kaum hatte sie etwas angefangen, so ward sie dessen; auch schon überdrüssig; sie hatte bald dieses, bald jenes zu tadeln, was ihr nicht gefiel, und alles ward wieder an seinen alten Platz geworfen, so daß Milchen es selbst bald überdrüssig ward, auch Langeweile be-

kam, und endlich frühzeitiger, wie sonst je geschah, wieder nach Hause ging, indem sie Albertinen gerade ins Gesicht sagte, daß sie heute ein unausstehlich langweiliges und eigensinniges Mädchen sey, mit dem nichts ordentliches anzufangen. —

Albertine war also auf die Art wieder ganz allein; aber im Grunde war es ihr einerley, ob Milchen noch da war oder nicht. Sie fühlte in dem einen Falle eben so viel Langeweile und so viel Ueberdruß, wie im andern.

Und so ging es Albertinen fünf ganze schreckliche Tage hindurch, bis endlich am Ende des fünften Sonnenthal selbst wieder erschien. Wer war froher als Albertine! Sie hätte ihre Freude gern öffentlich ausposaunen, und aller Welt mögen wissen lassen, und doch lag etwas in ihr, was sie mit starker Macht zurückhielt, und machte, daß sie ihre Freude mehr in sich selbst verschloß. Ob es Gefühl der Schaam, ob es Besorgniß war, sie möchte sich von einer Seite bloß geben, wo sie sich vielleicht nicht gern bloß geben wollte — ich weiß es nicht. Aber es lag jetzt so etwas Gutmüthigsanftes, so etwas Liebenswürdigen, Treuherzigen und Gefäll-

geß in ihrem Gesichte, was Herrn Sonnen-
 thal mit so sichtbarem Ausdrücke willkommen
 hieß, daß er sie selbst in diesem Ausdrücke
 liebenswürdig und reizend fand, als er bey
 ihren Eltern in der Stube war, und sie nun
 zur Thüre hereintreten sah, indem sie hinten
 im Hofe es schon erfahren hatte, daß Son-
 nenthal wieder da sey. — Er ging gleich
 mit den Worten auf sie zu, als sie herein-
 trat, indem er sie zugleich bey der Hand
 faßte: „Nun, meine Albertine! was machen
 Sie denn gutes? — Und Albertine hätte ihm
 sagen mögen: „Nun Sie wieder hier sind,
 Herr Sonnenthal, ist mir so wohl, wie mir
 noch nie gewesen ist!“ —

Und so war es auch in der That! das
 kleine Gebäude ihrer Zufriedenheit war nun
 vollkommen wieder hergestellt, und erhielt
 nach diesem kleinen Sturme, möchte man
 sagen, eine noch größere Festigkeit. Sie
 fühlte es selbst nur zu gut, wie sehr sie
 sich durch ihren Eigensinn und durch ihre
 gezwungene Ziererey selbst bestraft hatte,
 und man kann daher leicht denken, daß sie
 alles werde angewendet haben, um diese
 fatale Sache ganz wieder zu vergessen. Sie

bestrebte sich seit der Zeit, sich noch einmal so fest und innig an ihn anzuketten, um sich gleichsam doppelt zu entschädigen; wenigstens that sie von jetzt an wieder so offen und unbefangen, als ob nie etwas vorgefallen wäre.

Zweytes Kapitel.

Allein dagegen war jetzt mit Sonnenthal eine große Veränderung vorgegangen. Der Leser weiß es schon aus dem vorigen, daß er zwar immer etwas still und in sich verschlossen war, und zu manchen Zeiten besonders ein so schwermüthiges und trauriges Wesen zeigte, was kein Mensch sich erklären konnte. Aber jetzt, als er wieder kam, hatte diese schwermüthige Trauer einen der höchsten Grade erreicht, und jetzt erst können wir den Leser die Ursache davon etwas näher bekannt machen.

Als Sonnenthal noch in G . . . auf Schulen war, hatte er schon in seinem siebenzehnten Jahre, das Schicksal, sich in einem gewissen Hause, wo er bey einem kleinen Knaben gleichsam Hofmeisterstelle vertrat, zu

verlieben, und zwar in die mittlere Tochter vom Hause, ein Mädchen von außerordentlich vielen, aber stillen Talenten. — Oder vielmehr, er hatte schon lange vorher angefangen, sie zu lieben.

Er hatte sie oft auf Spaziergängen, in der Kirche, im Theater u. s. w. gesehen, und die Schönheit des Mädchens, und ihr stiftsamer Zustand, und überhaupt ihr sanftes einnehmendes Wesen, hatten ihn, so oft er sie sah, immer mehr und mehr gefesselt. Und doch hatte er nie, theils aus Mangel an Gelegenheit, theils aus natürlicher Schüchternheit es gewagt, sich ihr zu entdecken — einen kleinen Briefwechsel mit ihr anzuspinnen, oder so etwas. Er war damals erst siebzehn Jahre alt; das Mädchen, welches Henriette hieß, mochte ohngefähr neunzehn seyn, und man kann denken, ob er bey seinem natürlichen stillen Charakter, und bey dem Ernste, der daraus entsprang, es wagen konnte, sich ihr zu entdecken. Er mochte sich nie gern lächerlich machen, denn vor Lächerlichkeiten fürchtete er sich, wie vor einer Pest. Er fühlte es selbst, daß diese Liebe in seinem Alter noch sehr früh, und ein bißchen sonderbar sey, und doch — wie

Konnte er seinem Herzen gebieten, daß nicht zu fühlen, was es empfand? — Aber das gewann er wenigstens über sich, diese Liebe in sich selbst zurück zu halten, und sie keinem merken zu lassen, und selbst auf Kosten seines Herzens sein gesetztes Wesen und seinen Ernst zu behaupten. Er begegnete ihr oft auf Spaziergängen, ihr Auge begegnete dem seinigen wohl zuweilen, und der stille Reiz des Mädchens fesselte ihn mit zunehmender Gewalt — und doch hatte er noch nie ein Wort mit ihr gesprochen.

Als einer seiner Vettern, der mit ihrem Vater bekannt war, ihm vorschlug, die erledigte Hofmeisterstelle, so lange er noch in dieser Stadt sey, bey dem kleinen Knaben anzunehmen. Man kann leicht denken, daß ihm der Vorschlag nicht unwillkommen war. Er kam jetzt in ihre tägliche Gesellschaft, unterhielt sich zuweilen recht lange mit ihr, aber doch vermochte er es nicht über sich, ihr je merken zu lassen, daß er sie liebe. Er bezogte ihr die außerordentlichste Hochachtung, beynahе sogar Ehrerbietung, so daß sie selbst den jungen Menschen wegen seiner Bescheidenheit und wegen seines vorzüglich sittsamen Betragens zu schätzen anfing, und sich zuweilen

len recht gern und auf eine außerordentlich einnehmende Art mit ihm zu unterhalten pflegte — ja ihn sogar, als ob er einer der ersten Freunde vom Hause sey, behandelte. Aber — doch ließ er sich nicht irre machen. Er kämpfte wie ein Mann, und so lange ihn nicht der überwältigendste Enthusiasmus unwillkürlich zu ihren Füßen niederriß, war er sicher, daß nie ein Wort über seine Lippen kam.

Aber was soll denn am Ende daraus werden? wird mancher meiner Leser fragen. — Wer ein solches Gemüth, wie das seinige, kennt, glaubt es leicht mit mir, daß er sich für die Zukunft doch noch wohl mit einer geheimen Hoffnung schmeicheln mochte, wenn er sich gleich selbst nicht gestand. Vielleicht also, daß er sich ihr mit der Zeit noch entdeckt hätte, wie sie ihm, wie es möglich war, mehr auf halbem Weg entgegen kam. — Aber wie erstaunte der Unglückliche nicht, als er nach einer genauern Bekanntschaft im Hause erfuhr, daß alle und jede Hoffnung der Art, die er sich etwa noch machen könnte, vergeblich, und daß eigentlich schon längst eine andere Heyrath zwischen ihr und einem ihrer Vettern im Werke sey; daß beyde schon

so gut wie förmlich mit einander versprochen, und daß nur auf die Zurückkunft des letztern selbst von einer Reise, die er in Handlungsgeschäften nach Holland unternommen hatte, noch gewartet werde, um die Verbindung so bald wie möglich zu vollziehen.

Jetzt erst fühlte der Arme, wie schrecklich schmerzhaft es sey, in der Liebe von aller Hoffnung abgeschnitten zu werden. Er versiel seit der Zeit in einen Gram, und in eine tiefe Schwermuth, in der sein ganzes Wesen unterzusinken schien. Ach! es ging ihm, wie ein großer Schriftsteller sagt, daß er, anstatt den Zugvögeln gleich, sich über den Winter des Grams und der Schmerzen zu erheben, vor diesem Winter niedersank, und fast wäre er dumpf in seinem Gram erstarrt.

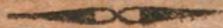
Aber jetzt war die entscheidende Krisis vor sich gegangen. Nicht lange blieb er an diesem Boden liegen. Gewöhnlich flüchtet sich der Mensch, wenn er von seinen Gefühlen und von zu überspannter Zärtlichkeit ist, als daß er hier glücklich werden könne — oder wenn er aus einem Gram, der ihn umspinnt, und aus der dumpfen Muthlosigkeit, die ihn dabey befällt, keinen Ausweg sieht, und ihm jede frohe Hoffnung aus der Zu-

Kunft abgeschnitten scheint — er flüchtet sich dann aus der wirklichen Welt über sich selbst hinaus, in das Land der Dichtung und der Phantasie.

Auch Sonnenthal erhob sich nach dem ersten Niedersinken an diesen kalten Boden wie ein Paradiesvogel, und verließ dieß rauhe Winterland, wo vor den Fenstern keine andern Blumen blühen, als Frostblumen, die die Sonne des Glücks und der Freude selten aufthauet — er flog empor, um sich einen bessern und schönern Himmelsstrich zu suchen. Er las in diesem Zustande besonders viel die Dichter, weil sie diese Reise vorzüglich befördern halfen, und ihn auf goldenen Schwingen immer höher und höher empor trugen in das schöne Land, was er suchte. — — Und als er sich nun etwas erhoben hatte, und mit seinen Blicken schon kühner und freyer umherflog — da that sich vor ihm eine unendliche Welt von neuen Bildern und Ideen auf, — — und er schauete nun in das innere Sonnen- und Blumenland der Phantasie, das er zwischen den Grenzlinien und den Ufern und Küsten seiner bisherigen Schulwissenschaften, wie eine zweyte Welt noch nicht entdeckt hatte, und indem er nun

mit Erstaunen, und selbst überrascht, zum erstenmale sich umsah, — und als er nun auf leichteren Himmelsklüften sich wiegte, da trug sein schwebender Flug ihn immer höher empor, durch alle diese leuchtenden Sonnen hin, bis selbst zu den höchsten Regionen der goldenen Ideale, die wie schönere Gestirne aus der fernern Ewigkeit ihn anleuchteten. —

Aber doch machten ihn solche glänzende Aufflüge nicht viel glücklicher. Er mochte zwischen diesen Sonnen und allen diesen Sternen so viel umherschweben, als er wollte: vermöge des Grams und der tiefen Schwermuth, die immer noch über seinem Herzen ruhte, und gleichsam wie ein Horoskop seinem innern Blicke sich vorgeschraubt hatte, blieb er doch gewohnt, alles nur von der Dbesten und trostlosesten Seite zu sehen; und es war daher mit Recht an ihm zu tadeln, daß er, wie ein zweyter Bestimmungsegler und Himmelsbeobachter auch in diesen Regionen nur diejenigen Sterne am ersten bemerkte und am liebsten zu beobachten pflegte, die am bleichsten schienen, und den trübsten und unflorresten Glanz von sich warfen.



Drittes Kapitel.

Aus dem bisherigen werden also meine Leser ersehen haben, daß in unserm Sonnenthal eine Gold- und Sonnengrube von Ideen zu liegen schien, deren Tiefen kaum zu ermessen waren. Ja oft schien es, als ob im voraus ein Gemählde des ganzen menschlichen Lebens, und dessen, was eigentlich an ihm ist, in seiner Seele ruhe; aber bisher lag es noch in einer dumpfen Bewußtlosigkeit seines eingeschränkten Geistes, und unter bloßen Ahnungen und dunklen Gefühlen, wie in einem zweyten Herkulaneum vergraben. Sein Geist hatte noch nicht, gleichsam gewaltsamer Weise, die Erschütterung bekommen, die zur Entwicklung dieser unendlichen Welt, die

wie in lauter Bruchstücken in ihm lag, erforderlich war. Jetzt, bey dieser unglücklichen Katastrophe mit Henrietten, die wie eine Sonnenfinsterniß in seinem Leben eintrat, ging eine solche Bewegung in ihm vor. Er fühlte sich nun so einsam und verlassen auf dieser Erde; er fühlte sein Leben so öde; und nie ward es ihm mehr zum Bedürfniß, über den Zweck des Menschen in dieser großen, egyptischen Wüste des Daseyns nachzudenken, als jetzt. —

Dazu kam nun noch, daß Henriette wirklich bald darauf heyrathete, aber neun Monate nachher in ihrem ersten Kindbette starb. — Ach! als sie umsank ins Grab, da richtete ihr Sturz auch über seinem ganzen Leben vor ihm, bis in die fernste Zukunft hin, und über allen Freudenblumen, die noch sparsam an seinem Lebenswege glänzten, einen großen Grabhügel auf, und nur er selbst wandelte traurend noch über diesem Grabe, und verlor sich oft in Betrachtungen über Zukunft, über Fortdauer und Unsterblichkeit.

Ach! er suchte außer sich etwas, was ihn aufrichten und ihn trösten sollte, da ihm hienieden jeder Trost und jede Freude entschwinden war; — er warf sich der Philosophie

in die Arme. — Aber man sieht es schon, wohin er, vermöge der unglücklichen Kühnheit seines Geistes, landen wird. Oft, wenn er in seinem Geiste in den weiten Regionen des Himmels umherflog; wenn er durch Sonnen und Sterne hinschwebte und immer vorwärts schaute, in den unendlichen Räumen, um irgend einen festen Punkt zu ergreifen, an dem er sich halten könnte, — ach! immer entdeckte er nur wieder Sonnen und wieder Sterne; und vor ihm und unter ihm that eine Weite, und eine Tiefe, und eine Unendlichkeit sich auf, in der er sich wie ein leichter Hauch schauernd verlor. —

„Und sind denn keine Grenzen und kein Ufer?“ — fragte er sich dann oft — „wo mein Flug lande, wo eine andere Welt angehe, oder ein Wesen außer ihm thronen, das in seinen weiten Armen, wie in ausgespannten Zirkeln, sie trage? Ist alles nur ewig? — ewig?“ — —

Ach! der Unglückliche segelte unaufhaltsam in die Tiefen und Abgründe der Zweifel hinunter — und als er wieder zu sich selbst kam, und sich nun fragte, wo er eigentlich sey, da lag er an öden und einsamen Küsten, wo kein Hauch mehr wehte,

wo keine milde Sonne mehr leuchtete, und kein Blümchen auf dem Strande mehr keimte.

Bei dieser Stimmung des Geistes mußte unsern Sonnenthal der Tod seiner geliebten Henriette nur desto unglücklicher machen. Er sank von dieser unglücklichen Zeit an nur desto tiefer in seine alte Schwermuth, und in einen Trübsinn zurück, den man einen philosophischen Trübsinn nennen könnte. Er verlor sich so tief in ihm, daß er oft ganze Stunden, selbst unter einer ganzen Menge von Menschen, wie in Gedanken verlohren saß; oder halbe Tage lang, in sich selbst verloren, im ganzen Hause, oder in der Stadt umhergehen konnte, ohne von sich selbst, und dem, was ihn umgab, etwas gewahr zu werden.

Alle seine Verwandten merkten diese sonderbare Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, nur zu wohl, und waren natürlich um desto ängstlicher für ihn besorgt, je weniger sie sich die eigentliche Ursache derselben zu erklären wußten. Sie ließen daher nicht eher nach, als sich bald darauf diese Gelegenheit bey seinem Vetter, den Pastor Brandes, darbot, bis sie ihn von G*** fortbrachten, in der Hoffnung, daß hier der

wohlthätige und heilsame Einfluß der ländlichen Natur, der schon so viele Kranke seiner Art geheilt hat, auch bey ihm nicht ohne Wirkung bleiben werde.



Viertes Kapitel.

Sonenthal war jetzt auf ein paar Tage wieder an den Ort zurückgekehrt, der der Zeuge seiner ersten Schmerzen und seiner ersten Leiden gewesen war. Man denke, was er daher empfinden mußte, als er allen den Gegenständen wieder nahe kam, die ihn an die ehemaligen Zeiten wieder erinnerten; als er die Spaziergänge wieder betrat, wo sie ihm sonst so oft begegnet war, als er vor dem Thore den Garten liegen sah, wohin er sie mit ihrem kleinen Bruder so oft begleitete. Selbst in ihrer Aeltern Hause hatte jetzt alles eine ganz andere Gestalt bekommen. — Alles war jetzt so todt und stille. In dem Fenster, vor dem sie sonst

immer mit ihrem Nährhahnen gefressen hätte, lag jetzt eine ganze Menge alter Bücher aufgepackt. Er dachte sich den Schmerz, den sie mußte empfunden haben, als sie sich nun von allem, was sie auf dieser Welt einst freute, von allen ihren Geliebten und Bekannten trennen mußte.

Er ließ sich dann auch zum Kirchhofe führen, um dort ihr Grab zu sehen. — O! wie ward ihm, als er jetzt an dem Hügel trat, der aufgeworfen vor ihm da lag, und nun die theuren Nester deckte, an denen er einst mit so inniger Verehrung hing. Ein paar Rosenstöcke, die einst um diesen Hügel gepflanzt worden, standen noch da, wiewohl blätterlos und abgedorrt, und streckten ihre nackten Arme in die öde Luft — das traurige Bild der Freude, dessen Blätter längst am Boden verweht waren.

Sonenthal glaubte in die Erde zu sinken, als er sich das alles dachte; die aufgerichteten Grabsteine über dem überfüchten Grabe seiner Ruhe stürzten wieder um, und leitete von neuem den Blick in den jähen Abgrund tiefer, unendlicher Schmerzen. — Und nun Henriette auf ewig für ihn verloren? — Sein halbes Leben hätte er drum gege-

ben, wenn sie jetzt auf einen Augenblick von ihren Todesschlummer erwacht wäre, und er nur noch ein einzigesmal einen einzigen Ton aus ihrem Munde hätte vernehmen können, er wäre dann, wie er glaubte, getröstet heimgegangen.

Aber jetzt wars ihm so bitter und so beklommen ums Herz, daß ihm, ehe er sich versah, schwere, schmerzliche Tropfen in seine Augen traten. Er setzte sich aufs Grab hin, um sich der bitteren Empfindung ganz zu überlassen. — „Also alles — alles hin — fragte er sich selbst — als ob sie nie gewesen wäre? — Ach! das Schicksal läßt den Menschen auf diese Erde sinken, wie ein Blatt, das vom Baume herabsinkt, und auf die Erde gestreut wird, und das der Wind in Tiefen und Abgründe, oder ins Meer verweht. Ach! Henriette, dich hat ein finsterner Sturm nun auch längst von dieser Fläche weggeweht, und wer weiß es, wohin er deine Seele getrieben hat.“

„Wie in Egyptens weiten, menschenleeren Wüsten die hohe Pyramide da steht, einsam, traurend und allein auf diesem öden, weiten All, und schaue umher vom Ausgange bis zum Niedergange, und schaue auf

zu den zitternden Sternen, durch alle Räume hindurch, und finde dich nirgends mehr. — Ach! und finde kein Wesen außer dir, das mir so sanft lächelte, wie du, und mir freundlich die Rechte böthe, die Blumenkette des Netzes durch mein ödes, einsames Leben zu winden!“

„Ach Henriette! der blühende Baum deines Lebens ist abgeblättert; und liegt nun umgesunken unter der Erde, und streckt seine nackten Arme, und seine kahlen Aeste durch die finstern Schachte derselben, sich in ihnen aufzulösen, und mit den Elementen wieder zu vereintgen. — Und drum werde ich mit jedem wiederkehrenden Frühlinge, und mit jedem frischen und zarten Laube, das die Wälder erneut, um mit jeder jungen Blume, die behaut im Grase hängt, werde ich an dich denken, und um dich trauern, denn du liegst im ewigen Winter erstarrt, und freuest dich des allen nicht mehr! — und mit jeder aufgehenden Sonne werde ich dich vermissen, und mit jeder sinkenden werde ich dir nachsehen, zu den Sternen hinauf, und mich um dich sehnen, und um dich weinen, bis auch meine Schattengestalt wie ein leichter Hauch zerfließt und verschwindet, —

und mein ganzes Leben wird nur eine einzige lange Nührung um dich, und nur eine einzige lange, um dich fortgeweinete Thräne seyn.“

So saß er noch da, als er aufgehört hatte zu klagen, und schaute lange starr und unverwandt in den Boden, bis der Schlag der Uhr vom nahen Thurme ihn zu sich selbst brachte, und auch ihm aus dumpfen, hohlen ehernen Munde ihr memento mori! — zurief. Schnell riß er sich da aus sich selbst empor, halb willig, halb ungerne sich von diesem Grabe zu entfernen. Noch einen schmerzlichen Abschiedsblick warf er auf seinen Hügel zurück, und verlor sich dann schnell um die Ecke der Kirche.

Fünfter Kapitel.

In einer solchen Stimmung kehrte Sonnenthal nach *** zurück, und man kann leicht denken, was sie auf sein Betragen für einen Einfluß haben mußte. Er war, als er wiederkam, stiller und schwermüthiger als je. Albertine, die ihre kleinen Unannehmlichkeiten schon längst wieder vergessen hatte, setzte dieß in die zärtlichste Besorgniß. Schon gleich den ersten Abend, als er unten in der Stube am Klavier saß, und in den schwermüthigen Liebe von Mathison.

Wo durch dunkle Buchengänge —
 tiefverlohren herumphantasirte, ging sie wohl
 hundertmal, mit dem fragenden Blick um ihn

herum: was ihm wohl fehlen mag? — Allein sie wagte es nicht von ihm selbst etwas zu erforschen. In seinem Gesichte lag so ein erhabener Ausdruck, tiefer in sich verhaltener Schmerzen, und so etwas feyerliches, möchte man fast sagen, was eine ehrerbietige Zurückhaltung zu heischen schien.

Und so gieng ihr auch die beyden folgenden Tage. Als sie sich aber auch an diesen Ausdruck in seinem Gesichte etwas gewöhnt hatte, und gleichsam vertraut mit ihm geworden war, siegte das zärtliche Mitleid über die Achtung, und ihr Herz trat mit verdoppelter Kraft in seine alten Rechte zurück. Sie sah, daß er immer noch so still und so heimlich traurig war, und schloß daraus ganz richtig, wie tief sein Kummer seyn müsse; und dies riß ihr sanftes, gutes Herz so hin, daß schon die natürliche Theilnahme, die man gegen jeden Leidenden fühlt, sie so unendlich an ihn zog.

Immer mußte sie mit ihrem sanften, schmeichelnden Wesen um ihn seyn, um zu sehn, ob sie ihm nicht etwa in diesem oder jenem behülfflich seyn könnte; und sie that dann, wenn sie ihn so allein sitzen sah, alles für ihn, was sie ihm nur irgend, wie

man zu sagen pflegt, an den Augen abzulesen konnte. Ja sie hielt es sogar für Pflicht, so zu handeln, gleichsam, als ob sie ihn durch tausend solche Gefälligkeiten die Liebe und Freundschaft, die er je für sie bewiesen hatte, doppelt vergelten wolle.

Sonnenthal floh seit dieser Zeit fast jede Gesellschaft, und suchte nur die Einsamkeit; und erst, wenn er aus dem Hause fort war, stieg ihre zärtliche Besorgniß um ihn bis zum höchsten Grade. Sie war um desto beunruhigter, je weniger sie sich die Ursache seines heimlichen Grams zu erklären wußte. Sie hatte dann nie eher Ruhe, bis sie sich auch aus dem Hause fortmachen, und ihm nachgehen konnte, um ihn in der Einsamkeit aufzusuchen, und ihn, wenn er zu traurig war, durch ihr gutmüthiges, sanftes Wesen — durch einen Ton der Stimme, in dem ihr ganzes Mitleid sich ausdrückte, — durch kleine Geschichten, die sie ihm erzählte, um ihn zu zerstreuen — durch das alles ihn zu trösten.

Oft, wenn sie sah, daß er im Garten, hinten in der dunkelsten Laube allein saß, oder wenn er in den kleinen Wald, der nicht weit davon an einen kleinen unten vorbeiz-

fließenden Flusse lag, spazieren gegangen war, dann schlich sie ihm heimlich immer nach, um zu sehen, was er mache; oder sie kam auch wohl selbst, als ob sie von ohngefähr hier spazieren gegangen sey, hinzu, und — so gern auch Sonnenthal manchmal noch allein geblieben wäre, so ließ sie doch nie eher nach, bis er mit ihr wieder nach Hause ging.

Sechstes Kapitel.

Einst war Sonnenthal vorzüglich traurig. Es war ein heitrer, lieblicher Sonntag, in der ersten Hälfte des Augusts, ein Tag, wo einst im ***schen Hause als er noch in G** war, große Gesellschaft war. Mitunter waren freylich außerordentlich viel schale Herren dabey. Weil Henriette nun nichts weniger ausstehen konnte, als solche fade, leere Köpfschen, die sich so unnatürlich schrauben und pannen, um galant zu seyn, so hatte sie, um aller lästigen Zubringlichkeit überhoben zu seyn, den besten Theil erwählt, und sich mit noch einer ihrer guten Freundinnen an Herrn Sonnenthal gemacht, wo diese

drey nun in einem kleinen Zirkel bey einander saßen, und sich durch allerley interessan- te Gespräche von Büchern, vom Theater, von Schauspielern — recht angenehm die Zeit verkürzten. — Henriette, so unbefangen, so warm, so ganz anschließend und gesellig, daß Sonenthal wie in tausend Himmeln schwamm. Er hatte sie noch nie so offen und vertraulich gesehn, und immer war ihm daher dieser Tag so unvergeßlich geblieben.

Jetzt war es wieder derselbe Tag, und tausend angenehme Rührungen stiegen in seiner Seele herauf. Er gieng nach dem Essen ganz allein unten in den kleinen Wald spazieren. Hier warf er sich in die dunkelsten Schatten nieder, und sah mit traurigen Sinnen auf die Fluthen des Flußes hinab. Sanfte Thränen quollen endlich in seinen Augen hervor, und Sonenthal fühlte es, daß er noch nie mit solcher schmerzlichen Wol- lust geweint hatte.

Albertinen war, wie man leicht denken kann, die ungewöhnliche Stimmung, in der er heute war, nicht entgangen. Auch dieß- mal war sie ihm nachgeschlichen, und sah ihn nun, wie er am Stamme einer alten Eiche lag, und sanfte, stille Thränen über

sein Gesicht flossen. Warum er wohl weinen mag? dachte sie bey sich selbst. Es ward ihr, als müßte sie selbst mitweinen. Aber sie fühlte in diesem Augenblicke so viel Ehrfurcht für ihn, daß sie sich nicht entschließen konnte, näher zu gehen. Es war, als ob sie es selbst fühlte, daß es unrecht von ihr sey, ihn in einer solchen Situation, wo er natürlich keines Menschen Gegenwart wünschen konnte, belauscht zu haben. Still und selbst traurig schlich sie sich nach Hause zurück, und schrieb, weil ihre Aeltern ausgefahren, und sie also einsam und allein war folgenden Brief an Emilien:

Liebes Milchen!

„Wie sehr hätte ich es gewünscht, wenn du diesen Nachmittag Zeit gehabt hättest, mich ein wenig zu besuchen. Meine Aeltern sind mit meinem Bruder ausgefahren, und ich bin daher seit ein Uhr ganz allein zu Hause, aber ich bin so niedergeschlagen, so heimlich traurig, daß ich vor lauter Traurigkeit gern recht herzlich weinen möchte, wenn ich könnte. Ich weiß selbst nicht recht, was

mir fehlt: kein Mensch hat mir eigentlich etwas zu leide gethan, und doch ist's mir nicht recht. Ich kann mich manchmal selbst ärgern, ich möchte mein eignes Herz aus mir herausreißen, wenn ich könnte, um wieder leichter und ruhiger zu werden." —

„Wenn ich nur wüßte, was Hrn. Sonnenthal fehle, daß er jetzt immer so still und ernsthaft = traurig ist. Ich glaube, das hat mich mit angesteckt. — Er sieht manchmal so düster und melancholisch aus, daß er mich ordentlich dauert, und daß ich ihm gern helfen möchte, wenn ich könnte. Es muß ihm heimlich etwas fehlen! Ob ihm etwa jemand etwas zu leide gethan hat, oder ob es ihn zuweilen traurig macht, daß er keine Aeltern mehr hat, und nun so allein auf der Welt ist — ich weiß es nicht. Aber das muß hart seyn — Milchen! wenn man keine Aeltern mehr hat. Mir graut ordentlich dafür. Denke einmal, wenn es uns so gienge! — O, wenn ich mir das denke, dann möcht ich gleich zu ihm gehen, meinen Arm um seinen Nacken legen, und ihm sagen: „Seyn Sie nicht traurig, Herr Sonnenthal; Sie sind nicht allein auf dieser Welt! Es giebt sonst noch Leute, die Sie lieben

können — Ich will Sie zärtlich lieben, will wie eine Mutter um Sie seyn, und Sie trösten.“ —

„Neulich fragte ich deinen Vater, der ihn schon länger kennt, warum denn Herr Sonnenthal oft so still und so traurig sey? — „Der junge Mensch ist etwas zur Melancholie geneigt, sagte er. Aber da war ich nun so klug, wie vorher. Ich begreife wohl so ungefähr, was das ist, Melancholie — aber das wollte ich eben gern wissen, warum er das sey?“ —

„Heute besonders war er sehr still und traurig. Ich merkte es ihn schon bey Tische an, denn er schaute immer, wie in Gedanken, unverwandt auf seinen Teller, und sprach fast kein Wort. Nach dem Essen spazierte er, seiner Gewohnheit nach, zum Erlenhäldchen hinab. Es war mir immer, als ob ich ihm nach müßte. Der Himmel war so heiter, und die Luft so ungewöhnlich feyerlich und still. Unwillkührlich zog mich mein Herz ihm nach. Aber — stelle dir vor, Emilie! da lag er nun am Stamme einer alten Eiche, schaute starr auf die Wellen des Flusses hinab, und stille Thränen hingen in seinem Auge.“

„Wie mich das rührte, Emilie! Ich hätte selber mit weinen mögen. Gern wär' ich auf ihn zugegangen, und hätte ihn fragen mögen, was ihm fehle: aber es war mir doch, als ob ichs nicht thun dürfte; als ob es unrecht von mir sey, ihn in dieser Einsamkeit, wo er gewiß nichts weniger als irgend einen Menschen um sich wünschen konnte, zu stöhren.“ —

„Aber wenn ich nur wüßte, warum er denn weine! Dies beunruhigt jetzt mein ganzes Innere. — Es ist nicht Neugierde von mir, aber ich möchte so gern mit ihm fühlen, möchte Mitleid mit ihm haben, und ihn trösten. Wenn ich nur wüßte, was ihm fehle; wenn ich nur wüßte, ob er etwa Geld brauche, ich wollte gern alles hingeben, was ich mir bis jetzt gesammelt habe, um ihn ruhig zu machen. Aber er ist so in sich verschlossen, und gar nicht so zutraulich und offenherzig gegen mich, als ich es wohl wünschen möchte, daß ers wäre.“

„O! ich muß es sehr entgelten, liebe Emilie, daß ich noch ein kleines Mädchen bin. Es ist ordentlich, als habe er kein Zutrauen zu mir. Er läßt es mir nie merken, daß ihm etwas fehle. Und frag ich ihn

dann zuweilen: „Fehlt Ihnen etwas, lieber Herr Sonnenthal?“ — so antwortet er mir: „O nein, ganz und gar nicht!“ —

„Er muß mich für ein Mädchen halten, das nicht schweigen könne, die das alles wieder ausplaudern würde, — und das schmerzt mich doch ein wenig, Emilie! — denn ich wüßte nicht, daß ich ihm je zu diesem Mißtrauen Ursache gegeben hätte, so klein ich auch seyn mag. O! wüßte er nur, wie mich sein Zutrauen so stark machen, mich so über mich selbst erheben würde, er würde keinen Augenblick länger an meiner Verschwiegenheit zweifeln. Lebe wohl!“

Deine

Albertine.

Siebentes Kapitel.

Wie benahm sich aber bey dem allen Son-
nenthal? Dieser, der, wie gesagt, seit je-
ner Zeit noch um vieles stiller und in sich
verschlossener war, sprach zwar nicht mehr
so viel mit ihr, wie sonst; allein schon in
dem stillen und wehmüthen Tone, mit dem
er sie zuweilen seine liebe Albertine!
nannte, lag so etwas, was diese ihre Liebe
und ihre zärtliche Sorgfalt nicht zu miß-
billigen schien. Es lag so etwas Liebevoll-
les und Gutmüthiges in ihm, daß es ihr
war, als ob seine ganze Seele in diesem To-
ne sich ausdrücke, und wenn er sich auch
gleich sonst wenig mit ihr abgab, so fand sie
sich auch schon durch einen solchen Ton, durch

einen einzigen sanften Blick sogar, hinlänglich für alle ihre kleine Mühe belohnt.

Einst an einem solchen Tage, als sie ihn auch aufsuchte, und wieder nach Hause holte, kamen sie auf ihrem Heimwege über ein Feld, wo eine von einem Geyer verfolgte junge Taube, matt und kraftlos eben zwischen den gepflügten Furchen des Ackers niedersank, und dieser nun mit aller Eier über das arme Thier herstürzte, ihm zwischen diesen Furchen den letzten Rest zu geben. Zum Glück waren Connenenthal und Albertine nahe genug, um das Raubthier durch einen nicht unbedeutenden Lärm und Geschrey, das sie anfangen, zu verjagen, ehe es seinen Raub noch gehörig hatte fassen können. Gleichwohl hatte er dem kleinen Thiere, als sie näher kamen, und es besichtigten, schon einige starke Wunden am Gelenke des rechten Flügels beygebracht, so, daß ihm jede Kraft, wieder empor zu fliegen, benommen war. Es lag an der Erde, und zitterte vor Angst und Schmerz an allen Gliedern so stark, daß Connenthalen, bey dem Anblicke des hilflosen und verlassenem Geschöpf, unwillkürlich eine große Thräne aus dem Auge stürzte. Sie hoben es sanft auf, um es hier

von seinem unausbleiblichen Tode zu retten ; und Albertine riß geschwinde ein paar große seidne Bänder von ihrem Strohhutee, womit sie diesen sonst unter dem Kinne zusammenband, und gab sie Sonnenthal hin, dem armen kleinen Thiere die blutige Wunde damit zu verbinden, daß es nicht mehr so blute ; und so brachten sie das gerettete Täubchen mit nach Hause. Albertine mußte sie in ihren eigenen Händen tragen, ehe ließ sie nicht nach, und Sonnenthal — um ihr einen Be- weiß zu geben, wie sehr er ihr gutes Herz zu schätzen wisse, übergab sie ihr auch, mit dem Auftrage, für ihre Pflege und für ihre Wiederherstellung Sorge zu tragen.

Wer war wohl je in einem Zustande, wo sich auf einmal so viele zärtliche, frohe und interessante Gefühle einander durchkreuzten, als jetzt Albertine? Sie freute sich so herzlich, beynahе möchte ich sagen, kindisch über das kleine, unschuldige Thier, das so recht still und unverwandt aus seinen sanften blauen Augen sie anschaute, daß sie Viertelstunden lang vor ihm saß, als ob sie sich an seinem Auge nicht satt sehen könnte. Sie trug es, als sie es zu Hause hatte, aus seinem Winkel in den andern, weil es ihr

nirgends sanft und warm genug zu liegen schien. Am Abend war Gesellschaft bey ihren Aeltern, aber Albertine war so emsig beschäftigt um das kleine Thier, daß sie kaum zu Tische kommen konnte, als sich die Gesellschaft setzte und essen wollte.

Achtes Kapitel.

Bald darauf war auch große Gesellschaft beym Pastor Brandes. Albertine mit ihren Eltern und Sonnenthal waren auch da, und mehrere andere Gäste aus der benachbarten Gegend: fast lauter Familien, deren Kinder im Erziehungsinstitute des Herrn Brandes sich befanden. Es war einer von den schönen, angenehmen Tagen des angehenden Herbstes, und daher für heute besonders lieblich und angenehm. Die Gesellschaft saß unten im Garten, unter einigen vollbehängenen, mildduftenden Aepfelbäumen, in einem sehr angenehmen Zirkel beysammen. Albertine mitten unter ihnen.

Die Unterhaltung war äußerst ungewohnen und angenehm. Bald wurden kleine Spiele in Sprichwörtern oder Räthseln vorgenommen, bald wurde etwas erzählt; oder man ging im Garten umher, betrachtete und unterhielt sich über diese oder jene Blumen, die noch da standen, und Sonnenthal, der ein besonderer Blumenfreund war, vorzüglich von Nelken, wußte dabei allerley Interessantes zu erzählen. — Von ohngefähr aber bleibt die Richtung aller seiner Reden, besonders bey einer gewissen Henriette Weber — ein Mädchen, das in seinem ganzen Betragen, in seinem sitzlichen Anstande — viel Einnehmendes besaß, und besonders in seinen Unterhaltungen außerordentlich viel Geist verrieth, den man nicht erst aus Büchern schöpft, — die Sonnenthalen vielleicht auch schon darum vorzüglich interessirte, weil sie Henriette hieß. Immer war sein Blick, wenn er etwas erzählte, und sein ganzer Ton, mit dem er es erzählte, vorzüglich nur auf sie gerichtet, und alle andere Frauenzimmer, die um sie her standen, bekamen nur gelegentlich und gleichsam so obenher etwas mit ab.

Albertine schien auf diese Art ganz vergessen zu werden. Sonnenthal hatte sich so

tief mit der übrigen Gesellschaft in Unterhaltungen verloren, hatte seine ganze Aufmerksamkeit so sehr auf die größern, erwachsenern Frauenzimmer gerichtet, daß er an die kleine Albricque nicht einmal zu denken schien. Das war entsetzlich hart und bitter! — Sie hatte sich bisher immer so gefällig gegen ihn gezeigt, hatte ihn bey tausend kleinen Gelegenheiten Beweise zu geben gesucht, wie warm sie sich in ihrem kleinen Herzen für ihn interessire, wie sehr sie an seinem stillen Kummer Theil nehme; hatte ihre Liebe so zu sagen ordentlich an ihm verschwendet, und nun ward sie für das alles so von ihm hintangesetzt. Es konnte nicht fehlen, sie mußte ihn in dem Augenblicke für etwas undankbar halten. —

Hatte er ihr gleich sonst bey tausend andern Fällen durch kleine Erkenntlichkeiten, oder so gezeigt, daß er ihre zärtliche Besorgniß für ihn, und ihre liebevolle Anhänglichkeit nicht verkenne, sondern sehr wohl zu schätzen wisse, so konnte er doch bey ihren unersättlichen Wünschen nie genug zeigen, und billig hätte er, nach ihrer Meinung, keinen Augenblick verschäumen sollen,

ihr immer noch mehr, und immer wieder neue Beweise davon zu geben.

Die Liebe, oder vielmehr das Verlangen derselben, ist in der Art unersättlich. Was sie genossen hat, davon bleibt ihr ätherischer Magen immer noch so leer, als ob sie gar nichts genossen hätte — im Gegentheil, es reizt erst noch recht ihren Hunger, und ihre meiste Rechnung, wenn sie gesättigt werden soll, macht sie sich daher immer auf das, was sie noch zu genießen gedenkt. —

Aber gesetzt auch, sie erhaschte nur so zuweilen einige glückliche Augenblicke, wo er sich mehr und länger, und ungewöhnlich freundschaftlicher mit ihr abgab, wie sonst, so war sie auch schon mit diesem wenigen zufrieden, fand sich auch schon durch dies Wenige hinlänglich für alle ihre kleine Mühe belohnt, sobald sie einsah, daß bloß sein eigenthümlicher Hang zum Stillen und zur Einsamkeit ihn daran verhindere, sich mehr mit ihr zu beschäftigen. So billig war sie wenigstens, seinem eignen Vortheile den obersten Platz anzuerkennen, und in so fern ihre Wünsche seinem allgemeinen Hange unterzuordnen: wenn nur keine Gleichgültigkeit, kein Dritter oder sonst etwas ihr in den Weg

trat, was Schuld daran gewesen wäre. Allein jener Grad der Resignation und der Selbstverläugnung war auch der einzige und der letzte, den sie in ihren Wünschen kannte. Jetzt, da er sich doch einmal in Unterhaltungen einließ, — da er diesen Nachmittag doch einmal dazu bestimmen mußte, gesellschaftlich zu seyn: wer konnte jetzt wohl ein größeres Recht auf seine Gesellschaft haben, als sie? —

So stark vermag uns der Strom der Gewohnheit vor und nach zu fassen, mit sich fortzureißen, daß eine einzige plötzliche Hemmung im Laufe uns so erschüttert, daß wir Zukunft und Vergangenheit aus den Augen verlieren, und mit schwerer, allmächtiger Gewalt nur den gegenwärtigen Augenblick empfinden.

Und so ging es auch Albertinen. Sie war es bisher so sehr gewohnt gewesen, daß sie in Sonnenthals Gesellschaft immer seine liebe Albertine war, nach der er allenthalben zuerst sich umsah — sie hatte sich im Strome dieser lieblichen Gewohnheit so gern hinreißen lassen, daß sie jetzt wie aus einem angenehmen Traume schrecklich erwachte. Es war ihr jetzt, als ob Herr Sonnenthal sie

überhaupt nie geliebt habe. — Alles vorhergehende wurde vergessen; sie fühlte nur den gegenwärtigen Augenblick. —

Still und traurig saß sie in der Laube, wo sie vorher alle gesessen hatten, als Kaffee getrunken wurde, und schaute schmerzlich und mit bitterm Unmuth durch die heimlichen Zweige nach der übrigen Gesellschaft hin, ob er nicht etwa kommen und sich nach ihr umsehen werde. Aber er kam nicht. Betrogene Erwartung, Gefühl der Kränkung, was aus der Hintansetzung entsprang, flüchtige Ahnung von Undankbarkeit, beleidigte Liebe, erstes undeutliches Gefühl der Eifersucht sogar, — dies waren alle die Gefühle, die sich in diesem Augenblick in ihr vereinigten! — Es ward ihr so gepreßt, so beklommen ums Herz, sie hätte vor innern Schmerz weinen mögen, und doch war dieß Herz für Thränen, die ins Auge traten, zu hart und zu verstockt. —

Endlich wankte sie aus dieser Laube heraus, um ein wenig im Garten umherzugehen; die bittere Empfindung, allein zu seyn, stieg immer höher. Sie verlor sich immer tiefer und tiefer in ihrem Schmerze. Halbgedankenlos wankte sie zwischen den Blumen-

beeten umher, pflückte eine Blume nach der andern, die sie eben so, halb aus Vorsatz und heimlichen Aerger, halb ohne daß sie selbst daran dachte, — zerriß und wieder wegwarf. Oft wollte sie gegen sich selbst kämpfen; sie wollte gegen ihr eignes Herz trotzen. Allein dadurch vermehrte sie erst ihren innern Schmerz. Sie hatte diese Ueber-
gewalt über ihr Herz schon längst verloren, ohne daß sie es fast selbst wußte.

Zuletzt verlor sie sich in eine der hintersten Lauben des Gartens, wo man durch die Hecken desselben über ein sehr weites Feld gegen Abend hinab sehen konnte. Hier saß sie, das Gesicht dem Felde zugekehrt, und schaute in die untergehende Sonne hinein. Der heftige Schmerz löste sich jetzt in wehmüthigen Gram auf, ihre Vorstellungen bekamen nun wieder eine andere Richtung. Das Bewußtseyn Unrecht zu leiden, führt immer ein gewisses heroisches Gefühl mit sich, das uns wieder empor richtet. Albertine dachte in die Zukunft hinaus, wo sie mit allen diesen Frauenzimmern in einer Reihe stehen würde, wo die Schranken des Unterschieds, der Jahre und der bloßen gesellschaftlichen Convention würden eingestürzt seyn. — Der Blick in die

Zukunft und in die Vergangenheit hat von jeher einen wohlthätigen Einfluß auf das menschliche Herz gehabt. Albertinens voriger bitterer Unmuth löste sich in stille Wehmuth, und die stille Wehmuth nach und nach in Thränen auf, und innig und heiß, theils aus Unmuth, theils aus schmerzlicher Wehmuth geweint, floß eine nach der andern, als sie so da saß, über ihre Wangen hinab. —

Neuntes Kapitel.

So saß sie noch da, als die Sonne schon untergegangen war, und die übrige Gesellschaft sich lange aus dem Garten verloren hatte, um sich zur Heimfarth bereit zu machen. So eben fuhren sie ab, und Herr Reinhold, der als nächster Nachbar am längsten ausgehalten hatte, glaubte nun, daß es endlich auch für ihn Zeit sey, sich mit den Seinigen nach Hause zu begeben. Jetzt erst vermifste er Albertinen noch. Auch Sonnenthal, der sich wirklich in Gesprächen mit den übrigen Frauenzimmern zu tief hatte verloren gehabt, um an etwas anders zu denken, als was vor ihm stand, dachte jetzt wieder zum erstenmale an sie. Man fragte nach ihr, und

Milchen meinte, daß sie wohl noch im Garten seyn würde. Sonnenthal sprang gleich hin, sie aufzusuchen. Er fand sie wirklich noch in derselben Laube, wo sie, den Blick gegen Abend geheftet, ganz in Gedanken verloren saß, so daß sie selbst erschrak, als sie ihn jetzt auf einmal und so plötzlich vor sich stehen sah.

Aber wer vermag das Gefühl auszudrücken, das jetzt in ihr vorging? Sie war vorher so unzufrieden mit ihm, daß sie ihm diese Unachtsamkeit nie glaubte verzeihen zu können; er hatte sie zu sehr gekränkt: und doch hätte sie in diesem Augenblicke, als der lebenswürdige Sonnenthal so schmeichelnd und schön wieder vor ihr stand, ihm um den Hals fallen und einige wollüstige Thränen der heißesten Versöhnung weinen mögen. Sie hatte in dem Augenblicke schon wieder alles vergessen, und fast war es ihr, als ob er ihr nach dieser kleinen Sünde noch werthter geworden sey. Sie ward bey seiner Erscheinung von so vielen angenehmen, wiederauflebenden Empfindungen durchdrungen, daß sie ihm vergeben mußte, wenn sie auch nicht gewollt hätte. Ihr Herz sprach zu deutlich für ihn; was Wunder also, wenn sie in dem Augen-

Blicke ein wenig über sich selbst erschrak? Sie hatte sich dieser geheimen Falte in ihrem Herzen nicht vermuthet. Angstliche Verwirrung und angenehmer Schreck zugleich, übergossen daher ihr ganzes Wesen, als Sonnenthal jetzt so plötzlich vor ihr stand. Sie griff geschwinde nach ihrem Schnupftuche, das neben ihr auf dem Tische lag, als ob sie es als etwas Verdächtiges verbergen wolle; allein das feuchte Gesicht bewies es nur zu deutlich, daß sie geweint haben müsse. Es war Sonnenthalen, als ob er es ahnde, warum sie wohl geweint haben mochte, und man kann es nicht läugnen, es that ihm jetzt selbst ein wenig leid, das arme Mädchen so ganz und gar vergessen zu haben.

„Sie haben geweint, liebe Albertine?“ — fragte er sie daher mit einem Tone, in dem schon das ganze Bekenntniß seines Vergehens lag. —

„O nein! ganz und gar nicht,“ — antwortete sie etwas stammelnd und in Verlegenheit.

„Aber ihr feuchtes Gesicht, und die noch nassen Augen beweisen es doch!“

„Es waren nur ein paar Thränen, die — die — Es kam nur, weil ich so lange in die

Sonne sah,“ — half sie sich endlich glücklich heraus. —

„So!“ sagte Sonnenthal mit einem Tone, der nur zu deutlich bewies, daß er es glaube, weil er nicht weiter in sie dringen möge. — Im Grunde bedauerte er das arme Mädchen selbst, daß sie durch ihre Thränen so in Verlegenheit kam, und besonders da sie in einer Lage war, wo sie die eigentliche Ursache derselben nichts weniger, als gestehen konnte.

„Trocknen Sie ihr Gesicht ab, sagte er darauf voll heimlichen Mitgeföhls — damit es Ihre Mutter nicht sehe und unnöthiget Weise in Besorgniß gerathe, als fehle Ihnen etwas“ — und mit diesen Worten führte er sie zum Hause hinein.

Es war ein rührendes Bild, sie so neben Sonnenthal hinwanken zu sehen. Auf ihrem Gesichte lag noch die stille Betrübniß, der zärtliche Gram, und die wehmüthige, herzliche Traurigkeit, unter denen jetzt in flüchtiger Morgenröthe, die jungen Rosenknospen der wiederauflebenden Freude allmählich emporkeimten. —

Aber die leichte, hinwegschwindende Wehmuth, und der sanfte Thränenthau, der jetzt

immer noch wie ein leichtes, durchsichtiges
Wölkchen auf ihrem Gesichte schwamm, ent-
ging gleichwohl doch der sorgsamen Mutter
nicht. — „Du hast geweint, Albertine?“
fragte daher auch diese, sobald sie sie ins
Zimmer treten sah.

„D es ist nicht viel gewesen“ — ant-
wortete Albertine — „der Kopf thut mir
nur etwas weh.“

„Und davon sagst du uns kein Wort, du
böses Kind!“ — entgegnete die Mutter. —
„Das kommt davon, wenn man sich der
Abendluft zu lange aussetzt! und nahm sie
dann in den Arm, um ihr das Gesicht noch
etwas abzutrocknen.“ —



Dritter Abschnitt.

Erstes Kapitel.

Albertine war diesen Herbst ungefähr fünfzehn Jahre alt, und sie hatte sich also während eines Zeitraumes von zwey bis dritthalb Jahren im Grunde wohl ein wenig mehr an ihren jungen Lehrer gewöhnt, als sie eigentlich sollte; denn nach der entscheidenden Katastrophe in Brandes Garten wird wohl kein Mensch mehr zweifeln, daß ihre Unhänglichkeit an Sonnenthaln, ihr Mitleid, oder wie sie es nennen mochte, etwas mehr als bloßes Mitleid sey.

Die Felder der Achtung, der Dankbarkeit, des Mitleids, der Liebe — gränzen im Heye

zen sehr nahe zusammen; aber die Linie des Uebergangs aus einem ins andere ist so erstaunlich fein, ja fast unmerkbar; und Albertine war in der Art ein unerfahrenes Mädchen, so daß sie wohl noch nirgends weniger, als in der Topographie ihres eigenen Herzens sich umgesehn hatte.

Nun nehme man noch den Fall, daß die Liebe, die unbefragt allenthalben ihre Hände so gern ins Spiel mischt, auch diesmal einen ihrer gewöhnlichen Streiche spielte. Dieß ewige Gespenst unsers Herzens, diese Koboldin, die immer darinnen ihren Unfug treibt, liegt ja seit Jahrtausenden noch immer in diesem Herzen auf der Lauer, gleichsam im versteckten Hinterhalte und macht die Wege unsicher. Sie neckt jeden Vorübergehenden, und treibt mit der ganzen Welt fast, ein quak — Blindenkuhspiel. Besonders mag die Dame, wenn Achtung, Dankbarkeit, Mitleid u. dergl. mit im Spiele sind, die Rollen uns gern vertauschen. Glauben wir, wir gingen mit der Achtung, mit der Freundschaft, oder so, — so ist sie es, wenn wir uns die Binde vom Auge ziehen, die uns zur Seite geht. Glauben wir, wir ständen beyhm Mitleid, so

lacht sie schalkhaft auf, und sie liegt uns selbst im Arme. —

Was Wunder also, wenn durch dies große Irrlicht auf der Heerstraße des menschlichen Herzens, das sich an keine Festigkeit bindet, und bald hier, bald da, über die Gränze schwankt — das uns so oft täuscht und blendet, und unsern eignen bessern Willen auf seinem eignen Grund und Boden irre führt — wenn auch Albertine diesmal sich durch dasselbe hatte irre führen lassen; — wenn sie, da die Liebe mit ihrer Blendlaterne ihr voranging, aus Unkunde des Wegs, die Farbe seiner Gränzlinie zwischen Mitleid und Liebe übersehen hatte, und nun, als sie glaubte, sie stehe noch weit — weit vor der Linie, von der Liebe sich schon längst über die Gränze hatte locken lassen, und nun schon sehr weit im Territorio der letztern sich befand? —

Allein das war eben der Unterschied, daß sie das selbst nicht einmal wußte. Wer hätte sie auch in dem Stücke auf ihr Herz aufmerksam machen sollen? Nach ihrer Weise mochte sie glauben, daß das Feld des Mitleids ohne Gränzen sey — daß man darinn nie zu weit gehen könne. Wie sehr natürlich

also, wenn sie — da ihr Herz sie ohnehin schon so sehr dazu hinriß, sich diesem Range ohne alle Einschränkung überlassen hatte, ohne an etwas anders dabey zu denken, als immer noch theilnehmender gegen ihn zu seyn.

Aber gesetzt auch, Albertine habe es wirklich eingesehen, daß sie ihr Mitleid ein wenig zu weit getrieben, und am Ende ihr Herz darüber ganz und gar an ihn verloren habe; so möchte es jetzt doch wohl ziemlich zu spät gewesen seyn, wieder zurückzukehren. Sie hatte sich in den lieblichen Banden der Gewohnheit mit Sonnenthaln zuweilen auch auf einem freyern und angenehmern Fuße, als auf den einer bloßen Schülerin — auch auf dem Fuße einer Freundin und gleichsam einer Vertrauten mit ihm umzugehen, so verstrickt, daß sie sich durchaus nicht würde haben zurückziehen können, ohne nicht wenigstens ihr kleines Herz in diesen Schlingen zurückzulassen. Die Biene läßt ja allenthalben, wo sie etwas tief eingedrungen ist, ihren Stachel zurück! — Zudem sind die Schnüre, die die Liebe um unser Herz legt, wie mit Honig bestrichen; sie fesseln gar zu stark und gar zu süß.

Es würde also schon ziemlich viel Gewalt über sich selbst dazu erfordert werden, sich von solchen angenehmen Banden, ohne die höchste Noth, freywillig loszusagen; — und wo nähme ein junges Mädchen, wie Albertine war, diese Gewalt über sich her? — Endlich ziehen sich diese süßen, allmächtigen Bande immer enger und enger um unser Herz zusammen, so daß wir am Ende ganz und gar wie bezaubert sind. Wir fühlen uns in unserm Innern so süß beklemmt, wir fühlen unsern Geist so morgenröthlich und schön umnebelt, daß wir wie mit himmlischer Blindheit geschlagen sind: und so folgen wir, als ob wir ein Brett vor dem Kopfe hätten — wie der gemeine Sprachgebrauch sagt — immer nach, ohne zu wissen, wohin, oder was daraus werden wird. — —

Albertine hatte besonders in einem Zeitraume von einem halben Jahre diese Wirkung schon empfunden; sie hatte vielleicht den ersten Tag in Pastor Brandes Garten, im ersten Anfalle des Schmerzes, so eine flüchtige Idee gehabt, den ihrer Liebe unwerthen Sonnen-
thal durch Kälte und Zurückhaltung zu bestrafen. Allein man höre, wie es ihr ging. —

Zweytes Kapitel.

Sie hatte die Kopfschmerzen, die sie gestern vorschickte, die Nacht über wirklich erst noch recht bekommen; allein schon in dem stillen, franken, und zugleich leidenden Tone, mit dem sie den Namen Sonnenthal aussprach, als sie ihn des Morgens, da sie aufgestanden war, begrüßte, — in dem Tone schon lag so etwas Seelenvolles, so etwas Gutmüthiges und Herzlichsanftes, was nichts weniger als ein Beweis zu seyn schien, daß sie ihn hassen, oder von jetzt an gleichgültig behandeln wolle. Im Gegentheil ward sie durch diesen kleinen Sturm, möchte man fast sagen, noch inniger an ihn angezogen.

Das Menschenherz, sey es ein noch so

Kleines Menschenherz, wie bey Albertine, ist ein unbegreifliches Ding. — Wünsche und Neigungen, die einmal Wurzel in ihm gefaßt haben, wie selten werden sie bis von der Wurzel wieder ausgerottet! So schwer ist es dem Menschen, freywillig zu entsagen. — Es fordert daher Leute von der unterschiedensten Willenskraft, wenn man dies von ihnen sagen soll. Man übertäubt sich gleichsam selbst, oder ist vielleicht thöricht genug, sich wirklich zu überreden, daß man das große Werk schon vollbracht habe.

Oft ist es sogar der Fall, daß die Neigung, oder die Leidenschaft noch um desto tiefer in unsern Herzen sich festsetzt, je mehr wir uns Mühe geben, sie daraus zu vertreiben. — Und so war es auch mit Albertinen. Sie handelte hier im Kleinen fast eben so, wie viele Leute im Großen handeln. Heimlich hing ihr Herz noch eben so sehr an Sonnenthal, als je; ja es schloß sich vielleicht im Stillen noch inniger und fester an ihn an, wenn sie es gleich in keine äußerlichen Beweise übergehen ließ. Außerlich hielt sie sich freylich ein wenig mehr zurück. Sie mochte doch vermuthen, daß er die Ursache ihrer Thränen in Pastor Brandes Garten ge-

merkt haben könnte, und sie wollte sich, nach ihrer Vorstellung, doch nicht gerne die Blöße geben, als ob sie ohne ihn gar nicht seyn könne. Lieber zog sie sich ganz und gar in die Einsamkeit zurück. Im Grunde aber ward ihr diese Zurückhaltung schwer genug, und schon das Stille, was man seit dieser Zeit so sichtbar an ihm wahrnahm, in ihrem Gesichte zugleich mit dem ersten sanften Ausdrücke des Leidenden gepaart, schien anzudeuten, wie schmerzlich die Resignation seyn müsse, die in ihr vorgegangen war.

Ihre häufigste Unterhaltung, wenn sie jetzt allein war, und fast ihre einzige Entschädigung, war die, daß sie sich jetzt mehr, denn sonst, mit dem kleinen Täubchen beschäftigte, das sie von jenem Spaziergange mit nach Hause gebracht hatten. Das kleine Thier war ihr jetzt, als ein von ihm anvertrautes Gut, so unendlich lieb und theuer. Stundenlang, wenn sie allein war, konnte sie in der stillen Einsamkeit vor ihm sitzen, und mit ihm tändeln, oder es still und unverwandt anschauen, gleichsam, als ob sie sich nicht satt an ihm sehen könnte; und fast sollte man auf die Vermuthung kommen, daß sie die Liebe, die sich in Rück-

sicht seiner unterdrücken mußte, und so zu sagen, von ihm abzog, auf das Täubchen übergetragen habe.

Eine zweyte und eben so vorzügliche Ursache, warum sie sich ihm nicht mehr, so wie ehemals, gleichsam aufbringen mochte, war die, weil sie sich jetzt allerley Vorstellungen machte, als ob sie ihm lästig werden könnte. Vorher hatte sie freylich nicht so sehr daran gedacht, aber, was legt sich der Mensch im Zustande gekränkter Empfindlichkeit nicht für allerley Zweifel vor? und nach einem solchen Ausstritte, wie der in Brandes Garten, mußte sie doch wirklich etwas ungewiß werden. Auch nahm Sonnenthal selbst seit dieser Zeit ein Betragen gegen sie an, was sie vollends in dieser Meynung bestätigen mußte. Etwas sanfter und theilnehmender ward er zwar gegen sie; aber doch beobachtete er dabey immer eine gewisse Zurückhaltung, die oft sogar etwas Feyerliches hatte.

Albertine mußte dadurch gewissermaßen von selbst in den Schranken der Ehrfurcht und Achtung zurückgehalten werden, denn sie hatte ein viel zu feines Gefühl für das, was schicklich und nicht schicklich, was An-

ständigheit und Achtung ist, als daß sie nicht bey dem leisesten Winke, den sie erhielt, augenblicklich zu ihrer Pflicht zurückgekehrt wäre.

Aber auch diese Achtung, die sie mit einer übertriebenen Aufmerksamkeit, und bey nahe möchte ich sagen, mit einer gewissen Aengstlichkeit gegen ihren jungen Lehrer zu beobachten suchte, war Beweis genug, wie sehr sie ihn liebe.

Albertinen ging es hier eben so, wie es uns in unsrer Jugend oft zu gehen pflegt, wenn wir unsre Liebe auf Personen geworfen haben, die in Absicht des Rangs oder der Jahre weit über uns hinaus sind. Es entsteht eine Art von Tauschhandel, den wir mit unsern Empfindungen treiben. Wir lieben zwar solche Personen, wenn wir aber sehen, daß wir von ihnen keine Beweise gegenseitiger Liebe und Zuneigung erhalten können, so sind wir schon zufrieden, wenn wir, statt der eigentlichen Liebe, nur Achtung oder wenigstens sonst Beweise von ihnen erhalten, daß sie uns vor vielen andern vorzüglich gewogen sind.

Diese Achtung also, und der belohnende Beyfall, der daraus entspringt, war das

Höchste, wornach sie rang, und ihre übertriebene aufmerksame Achtung, war im Grunde nur ein Mittel, um der seinigen dadurch nur desto gewisser zu seyn. Immer hatte sie daher seit jener Zeit ihren Lehrer im Auge, um in seinem ganzen Betragen gegen sie, und besonders in seinen Mienen, in einzelnen Blicken sogar zu lesen, wie sie mit ihm stehe. Jeder seiner Wink war ihr heilig, jeder derselben, wenn sie zu weit gegangen war, Befehl für sie, sich zurückzuziehn.

Drittes Kapitel.

Jetzt war der Tag gekommen, an welchem Albertine in ihr sechzehntes Jahr trat. Sonnenthal, als er ihr des Morgens zu ihrem Geburtstage gratulirte, kündigte ihr feyerlich an, daß sie von jetzt an aufhöre, seine eigentliche Schülerinn zu seyn — daß sie jetzt in ein Alter trete, wo sie schon mehr den erwachsenen Frauenzimmern gleich komme, und als solches auch schon auf eine anständigere und ausgezeichnetere Behandlung Anspruch machen könne, und daß er von diesem Tage an sie auch so behandeln werde.

Den Nachmittag hatte die Mutter, Albertinen zu Ehren, einige gute Freunde und Bekannte aus der Nachbarschaft zum Kaffee

bitten lassen, um die Feyerlichkeit dieses Tages durch eine Art von Fest zu erhöhen. Unter andern war auch Miß Junie — wie Mädchen sie immer scherzhaft zu nennen pflegte — wieder da. Man weiß schon, wie gern diese manchmal mit Sonnenthal, den sie gewöhnlich ihren empfindsamen Traurer nannte, ein wenig anzubinden pflegte. Natürlich kam man daher auch bald auf den gegenwärtigen Tag, und auf die Wichtigkeit desselben, die er für jeden, der sich sekner eignen Jugend dabey erinnerte, und für Albertinen besonders haben mußte.

„Zu wie viel rührenden und interessanten Betrachtungen wird man doch gestimmt“ — sagte Sonnenthal — „wenn man ein solches junges und unschuldiges Mädchen, oder den frohen Jüngling aus den Thälern der Kindheit zur stillen Mittagshöhe des menschlichen Lebens hinan eilen sieht. — Auch Sie treten jetzt aus diesen holden Thälern heraus, Albertine! — indem er sich zu ihr wandte und lassen diese schöne, blühende Jugendwelt weit hinter sich. — Aber wie viele Schleyer werden nicht von Ihren Augen sinken, jemehr Sie aus diesen holden Thälern der Jugend zum eigentlichen Pico Ihres Lebens hinan-

steigen! Jugend, Unschuld, glückliche Blindheit, mit der Sie da noch geschlagen waren, goldene Ruhe, Unbefangenheit und süße Sorgenlosigkeit — wie bald geht Ihnen alles das verloren! wie Nebel, wie Schatten bleiben Sie in der Tiefe dieser Thäler zurück, je mehr Sie Sich aus denselben erheben. Es sind die schönen Blätter, an einer jungen vollbelaubten Eiche, die auf einem eben Felsen steht. Je mehr sie auf den nackten Hügel des menschlichen Lebens hinaustreten, desto mehr wird sie dem Sturme, der Zeit und des Schicksals bloßgestellt, der mit Ungestüm über die Arme herführt, und sie mit Wuth so lange zerfleischt, bis er ihr ein Blatt nach dem andern abgestreift, und alles am Boden verweht hat.“

„Kann denn der Mensch wohl von irgend etwas sagen: das ist mein. — Ach! nichts bleibt ihm! Selbst Meinungen, Glaube und Ueberzeugungen sind im Schicksal der Zeit und der Umwandlungen, die sie mit uns vornimmt! — der Knabe und der Jüngling — so wie das Mädchen — wenn er in den Vorhof des menschlichen Lebens hinaustritt, schaut in die Welt, wie in einen bunten Zauberkasten, wie in eine *laterna magica*, und

tausend Arme und tausend Hände streckt er aus nach den bunten, glänzenden Gestalten, die sich vor ihm, innerhalb seines Horizonts, mannichfaltig durch einander bewegen: aber ach! wenn er sie nun als gereifter Jüngling und als Mann zu fassen glaubt, zerfließen sie unter seinen Händen, wie bunte Irwische, nach denen er greift, und der schöne Trug ist verschwunden.“

„Aber was bleibt ihm dann?“ — entgegnete Junie. — „Soll nichts ihn für alle die verlorenen Jugendträume, für die selbige Unbefangeneheit, für die Sorglosigkeit, und selbst für die glückliche Täuschung, die ihm entschwunden ist, soll ihn nichts für alles das trösten? Was bleibt ihm?“ —

„Sein Herz“ — antwortete Sonnenthal. — „Sein Herz bleibt ihm mit seiner Art und Weise zu empfinden, entweder mit seinen sanften Saiten, oder mit seinen rohen und gefühllosen — mit seinen Schmerzen, und mit seinen Erinnerungen — mit seiner immer wachsenden Sehnsucht, und mit dem süßen und göttlichen Rechte zu hoffen. — Was kann wohl der Mensch für einen zärtlichen Freund haben als diesen, der ihn nun schon seit so langen Jahren, durch so man-

Herley Szenen seines Lebens, durch Stürme
 und durch Leiden, durch sanfte Schmerzen,
 durch Freuden, und durch so viele frohe und
 unvergeßliche Augenblicke begleitet — kurz,
 der so mancherley mit ihm erduldet, und so
 mancherley Eindrücke und Gefühle in sich ge-
 sammelt hat, die er ihm dann in traulichen
 Stunden, wenn der stille Mond der Erin-
 nerung in ihnen aufgeht, wieder erzählt —
 und sich rührend mit ihm der vergangenen Zei-
 ten erinnert. O, wo kann der Mensch wohl
 einen Freund finden, der ihm treuer und un-
 veränderlicher bliebe, den er in jedem Au-
 genblicke seines Lebens, wo er sich in der
 Welt verlassen fühlt, und wo er an sich
 selbst verzweifeln will, in die Arme eilen
 kann; der ihn dann so gern aufnimmt, und
 ihm immer einen Spiegel vorhält, in dem er
 jedesmal sich selbst wieder erkennt? —

„Es ist wahrlich kein Wunder, daß so
 viele große Leute mit freyer Resignation von
 der Bühne des Lebens abtreten, und sich in
 die Einsamkeit zurückziehen. — Wer eine
 Fülle des Geistes oder ein großes Herz be-
 sitzt, der trägt in jedem Augenblicke seines
 Lebens in sich selbst eine Welt mit sich her-
 um, die ihm gewissermaßen edler und größ-

fer erscheint, wie die wirkliche Welt außer ihm, und wovon der Weise, wenn er die mancherley interessanten Szenen und Verhältnisse dieser Welt in sich beobachtet, Jahrhunderte lang sich würde unterhalten können, ohne Langeweile zu empfinden, oder auch nur auf einen Augenblick den rauschenden Lärm auf der Bühne der Großen zu vermissen. Ruhig und ernst legt er sich hier in seiner stillen, ländlichen Einsamkeit in dunkle Schatten, oder an dem stillen Rand seiner Flüsse, und denkt den vielen vereitelten Wünschen, und so manchen fehlgeschlagenen Plänen und Hoffnungen nach, die er in der wirklichen Welt schon erfahren hat. Hinter ihm, über dem Nachtstücke seiner Vergangenheit, hängt, wie eine Todtenampel, der schöne Mond der Erinnerung, und erhellt ihm alles in einem stillen, magischen Glanze; Thaten, Wünsche und Pläne, mit denen er sein voriges Leben bezeichnete, steigen wie abgeschiedene Geister aus ihren Gräbern, und wandeln darauf. — In ihm liegt eine schöne Welt besserer Gefühle, stiller, beseligender Ahnungen, edlerer Wünsche, und schönerer Hoffnungen, die ihm wirken und schaffen,

und ihre Existenz außer ihn zu begründen streben.

„Was hat also der Mensch zu thun —
 fuhr Sonnenthal fort — denn, wenn er auf
 den eigentlichen Schauplatz des menschlichen
 Lebens heraustritt, ein Schleyer nach dem
 andern von den Augen sinkt. — dem selbst
 seine süßesten Ueberzeugungen, und sein gan-
 zer bisheriger froher Glaube verloren geht?

Dann sucht er in dem Weltgedränge
 Sein Herz nur zu bewahren! —

Viertes Kapitel.



Sonnenthal war einst an einem dieser schönen Herbsttage, seiner Gewohnheit nach, spazieren gegangen — einsam, wie er immer that, mit einem Buche in der Tasche. Albertinen ward es, als er gar zu lange wegblieb, im Hause zu enge, daß sie durchaus ins Freye mußte, um zu sehen, wo Sonnenthal geblieben sey.

Sie ging, von heimlichem Drange getrieben, auf das Erlenwäldchen zu, wohin er so oft spazieren ging. Ein großer, bemooster Stein, der nicht weit vom Ufer des Flusses, unter einer alten Eiche lag, war sein gewöhnlicher Ruheplatz. Schon von ferne, als sie hinkam, sah sie ein aufgeschla-

gehens Buch auf demselben liegen; er selbst war nicht da. Etwas tiefer herab, sah sie ihn, sehr tiessinnig und nachdenkend, am Ufer des Flusses auf und niedergehen. Sie ging hinzu, um zu sehen, was es wohl für ein Buch sey, in dem er gelesen habe, und fand, daß es Gedichte waren — eine von den Lieblingslektüren Sonnenthals. Ein Lied, das gerade aufgeschlagen lag, war das Lied einer jungen Schäferin:

Wo der Bach dort seine Perlen,
Hüpfen läßt durch dunkle Erlen, u. s. w.

was sie auch zuweilen schon unter Sonnenthals Musikalien, die auf dem Klavier lagen, gefunden hatte. Sie las es etwas flüchtig durch, weil sie sich nicht lange verweilen durfte; aber noch nie hatte ein Lied solchen Eindruck auf sie gemacht. — Sie fand das alles so ausdrucksvoll, so wahr, so natürlich; es gingen in ihr selbst so mancherley Empfindungen dabey vor, daß sie dieselben durchaus nicht in sich selbst zurückhalten konnte; sie mußte Lust haben. —

Stille schlich sie sich von der Stelle weg, um von Sonnenthals nicht überrascht zu werden, ging nach Hause zurück, suchte dies Lied unter den Noten auf, schrieb es ab,

und schickte es, mit einem kleinen Briefe begleitet, an Emilien. — Hier ist es:

Wo der Bach dort seine Perlen
Hüpfen läßt durch dunkle Erlen,
Die ihm dankbar Kühlung streun:
Ewig denk ich dieses Ortes,
Ewig, ewig denk' ich sein.

Müde von des Tags Beschwerde
Trieb ich da einst meine Herde,
Lief sie, längs dem Bach, in Ruh
Hüpfen, scherzen, blöken, spielen,
Sah und sah dem Spielen zu;

Hatte Freude dran, und dachte
Ihrem Glücke nach, — und suchte
Kauschte was im frischen Grün —
Und es trat ein junger Schäfer
Schamhaft lächelnd vor mich hin.

„Willst du was?“ — mit sanfter Stimme
Fragt' ich das. Mit sanfterer Stimme
Seufzt' er da! ach Schäferin! —
Dhu' ein Wörtchen sonst zu sagen,
Sank er traurig vor mir hin.

„Willst du was?“ so fragt ich wieder,
Und er schlug die Augen nieder —
Wehmuth schlich sich in sein Herz;
Und aus meinen Augen preßte
Eine Thräne mir der Schmerz.

„Willst du was?“ zum dritten male
 Fragt' ich so — Mit einem Strahle,
 Den sein Aug' jetzt auf mich schloß,
 Sah ich seine ganze Seele,
 Wie in Liebe sie zerfloß.

Besser, als auf meine Fragen
 Es sein Herz mir konnte sagen,
 Sah' ichs, da sein Blick nur sprach;
 Ach! da sah ich seine Seele,
 Sgh sie heller, als den Tag! —

Mir gefiel sein bloß Verlangen,
 Lächelnd klopfte ich seine Wangen,
 Ringelte sein Schleifenband;
 Dreister ward der schöne Blöde,
 Und so wurden wir bekannt.

Mit jedwedem Morgenstrahle
 Sucht er nun in diesem Thale
 Mich — sein Liebchen nennt er mich;
 Schnell verfliehet seitdem mein Leben,
 Das so langsam sonst verstrich.

Rehrt der Tag im Jahr einst wieder,
 O! dann sey ein Tag der Lieder
 Und ein Fest im Erlenhahn!
 Ewig denk' ich dieses Ortes,
 Ewig, ewig denk' ich sein! —

Der Brief an Emilien, welcher diesem
 Liede beygefügt war, ist folgender:

Liebes Mädchen!

„Ich weiß nicht, woher das kommt, daß Du diesmal so lange nicht bey mir gewesen bist. Du böses Mädchen, scheinst Deine Albertine ganz und gar vergessen zu wollen, denn seit vier bis fünf Tagen hab' ich Dich mit keinem Auge gesehen. Und doch weißt Du, daß ich Dich immer so herzlich gern um mich habe. — Wenn ich auch manchmal ein wenig launenhaft und eigensinnig bin, wie Du sagst, so mußt Du mir das so hoch nicht anrechnen. Ich bin Dir darum doch herzlich gut, und wünsche allemal, wenn Du weg bist, noch einmal so sehr, daß Du wieder da wärst. Du bist ja meine einzige Freundin, mit der ich meine Einsamkeit theilen, und der ich zuweilen mein Herz ausschütten kann, wenn es mir, um dies Herz herum, so voll und so schwer wird.“ —

„O! wie oft habe ich gewünscht, daß Du immer bey mir seyn könntest, daß Du eine Schwester von mir seyn möchtest! Wie sehr wollten wir uns dann an einander anschließen, wie glücklich würde ich in deiner Gesellschaft seyn! — Alles thäten wir zusammen, immer müßte eines beym andern

seyn. — Du erzähltest mir etwas! ich hätte Dir tausenderley zu sagen, was in mir vorgeht, was ich empfinde: Du fühltest mit mir, tröstetest mich, wenn ich traurig wäre, und jeder Tag flosse mir angenehm und unvermerkt vorüber. Ich wäre so froh und so selig, wie der Vogel, der auf den Zweigen hüpfet, und wüßte nichts von allen den Beklemmungen, die ich jetzt zuweilen in meiner Brust verspüre, von dem stummen Grame, der in meinem Herzen liegt, und von der drückenden, schmerzlichen Traurigkeit, die mich zuweilen überfällt, daß ich vor lauter innerer Beklemmung weinen möchte.“

„Aber jetzt muß ich das alles allein tragen! Ich gehe einsam mit diesem schweren Herzen umher, möchte mir gern Luft machen, und muß diese Schmerzen in mir selbst verzehren. — Meinem Vater und meiner Mutter darf ich nichts davon merken lassen; sie würden wissen wollen, was mir fehle; und im Grunde weiß ich es doch selbst nicht, warum mir so angst, so heimlich beklommen wird, als ob es mir das Herz abdrücken wollte. Es kommt vielleicht, weil ich so allein seyn muß!“ — So lange Herr Conenthal bey mir ist, fühle ich nichts davon;

aber sobald er weg ist, ist mir immer, als
 ob mir etwas fehle. Ich hätte ihm dann
 tausenderley zu erzählen; möchte ihm tau-
 senderley sagen, was mir auf dem Herzen
 liegt; — und wenn er dann zurückkommt,
 und wieder bey mir ist, ist alles verflögen;
 und ich weiß es oft dann selbst nicht mehr,
 was ich ihm alles habe sagen wollen. Und
 wenn ich es auch wüßte, es ist mir dann
 immer, als ob ich den Muth nicht hätte,
 mich ihm so zu entdecken, wie ich gern möchte.
 Erst wollte ich ihm so viel sagen, und am
 Ende, wenn er wieder da ist, hält er mein
 Herz mit so starker Gewalt zurück, daß ich
 kein Wort vorzubringen weiß. — Und doch
 ist es nichts unrechtes, was ich ihm sagen
 möchte! Ich meine es so herzlich gut, so
 aufrichtig mit ihm; aber eben das ist es, was
 ich ihm nicht zu sagen wage. Ich bin noch
 ein junges Mädchen, und er ist doch schon
 ein erwachsener, verständiger Mann; er könnte
 mich also leicht unrecht verstehen; könnte
 glauben, daß ich die Hochachtung gegen ihn
 aus den Augen verlohren hätte, daß ich mich
 ihm aufdringen wolle. — Vielleicht ist es
 ihm ganz und gar gleichgültig, ob ich so
 gegen ihn denke, oder nicht. — — Und so

kämpfe ich immer mit mir selber; ich trage das Wort tausendmal auf der Zunge, und doch habe ich den Muth nicht, auch nur eine Sylbe hervorzubringen.“ —

„Aus dem Grunde hat mich auch das Lied so sehr interessirt, das ich Dir hier belege. Ich fand es heute Nachmittag in einem Bude, das Herr Sonenthal mit ins Erlenwäldchen genommen hatte, und das dort auf dem großen Steine, wo er gewöhnlich liest, noch aufgeschlagen lag, als ich hinkam. Er selbst war nicht zugegen; etwas tiefer unten, am Ufer des Flusses, sah ich ihn still, und wie es schien, sehr tief in Gedanken verloren, auf und niedergehen.“

„O! wenn Du wüßtest, Emilie, wie sehr mich das Lied gerührt hat! Vielleicht versteh' ich es nicht so ganz, wie es eigentlich verstanden werden muß; aber doch fühle ich, wie das alles so ausdrucksvoll, so zärtlich, so wahr und natürlich ist! Es kommt mir immer vor, als ob ich mich mit dem jungen Schäfer in einer Lage befände, als ob mir das alles aus der Seele gestohlen worden wäre. So still, so zärtlich gedrängt, so voll innerer, heftiger Empfindungen: und doch mußte er das schon lange Zeit in sich selbst

unterdrückt haben, ehe er es wagte, sich ihr zu entdecken. Der arme Jüngling! was er seit der Zeit nicht alles mag gelitten haben! — Aber jetzt kann er es nicht länger unterdrücken. Sein Herz ist so übergedrängt voll, daß seine Empfindungen, wie ein austretender Strom, in seine Blicke, in seine Mienen, in den ganzen Ausdruck seines Gesichts überwallen, — daß sein ganzes schmerzliches Wesen ihr sagt, wie sehr er sie liebe.“ —

„O, welcher ein glücklicher Augenblick sollte das in meinem Leben seyn, wenn ich Herrn Sonnenthal mich auf einmal so ganz entdecken könnte, wie ichs gern wünschte; wenn ich ihm mein Herz so ganz ausschütten könnte — wenn ich ihm so, von Empfindungen gedrängt, zu Füßen sänte, als ob ich in meinen Worten meine Seele heraus weinen wollte — und dann, ach! so leicht, und so unaussprechbar selig wäre!“ Lebe wohl!

Deine

Albertine.

Fünftes Kapitel.

Emilie Brandes war jetzt ein Mädchen von ungefähr siebzehn Jahren, also um ein Jahr älter wie Albertine, und das folglich auch schon um ein gut Theil weiter sah, als diese. Sie schrieb Albertinen folgenden Brief zurück.

Albertine!

„Ich habe zwar überhaupt seit einiger Zeit nicht recht gewußt, was ich aus Dir machen soll; aber was Du mir in Deinen letztern Briefen immer von Deinem Herrn Sonnenthal schreibst, kommt mir vollends verdächtig vor. Du bist seit einiger Zeit in Deinen Briefen so confus, springst so von

einem außs andere, daß ich es Dir herzlich gern glaube, Du magst Dich zu manchen Zeiten selbst nicht recht verstehn! Aber drum sieh Dich nur vor, Albertine — sieh dich nur vor, daß Du nicht so blindlings in den Tag hineinrennst! Ich glaube nicht, daß es mit Deinem Mitleide, was du immer gegen Herrn Sonnenthal vorschügest, so recht richtig ist! Im Grunde magst Du Dich wohl selbst ein wenig getäuscht haben.

„Aber Dein Mitleid hat Dich auf die Art ein bißchen zu weit geführt. — Die Hand außs Herz, Albertine: es ist ein wenig mehr, als bloßes, reines Mitleid, was Du gegen Sonnenthalen empfindest; — Du liebst ihn! und wenn Du Dir das noch nie selbst gestanden hast, so laß es Dir hiermit von mir zum erstenmale gesagt seyn! — Du liebst Herrn Sonnenthal!

„Was Du mir von Deinem jungen Schäfer schreibst, und von dem, was Du, gleich ihm, auf dem Herzen habest, und gern entdecken möchtest, sind ganz verschiedene Dinge, die mit Deinem Mitleide doch wohl nicht den entferntesten Zusammenhang haben? — Das heimliche Drücken, als ob es Dir das Herz abdrücken wolle, der stumme Gram,

und die zärtliche Melancholie, von der Du schreibst, sind Dinge, die mir nicht gefallen wollen. Du hast Dich wohl ein bißchen mehr in Deinen Lehrer vergafft, als Du eigentlich solltest! —

„Aber, Mädchen! Mädchen! wo soll das hinaus? Was würde Dein Vater, was würde Deine Mutter sagen, wenn die das erführen? Was würde Herr Sonnenthal selbst dazu denken, wenn er es erfahren sollte? — Drum rathe ich Dir, kehre bey Zeiten zurück, und gieb Dir von jetzt an alle mögliche Mühe Dich in Deinem Umgange mit Herrn Sonnenthal etwas mehr zurück zu halten. Jetzt ist es vielleicht noch Zeit, umzukehren; etwas späterhin, wenn Du Dich immer mehr an ihn gewöhnen solltest, möchte es Dir ziemlich schwer fallen, ohne nicht wenigstens Dein kleines Herz dabey im Stich zu lassen. — Mündlich mehr davon. Für jetzt lebe wohl!“ —

Deine

Dich zärtlich liebende
Freundin
E m i l i e.

Raum vermag man sich einen solchen Schreck vorzustellen, wie ihn Albertine bey Lesung dieses Briefes empfand. Emilie hatte ihr jetzt auf einmal die Binde vom Auge gerissen, hatte von dem geheimen Knäuel, der sich in ihrem Herzen immer weiter aufgewickelt hatte, auf einmal den Schleyer hinweggezogen, und das Kindlein mit seinem rechten Namen belegt; und man kann daher leicht denken, ob Albertine nicht alle Ursache hatte, einer solchen Entdeckung wegen ein wenig aus ihrer Fassung zu kommen. — Liebe? — sie erschrak ordentlich vor dem gefährlichen Worte! Sie hatte sich selbst so etwas noch nie, auch in ihren himmlischsten Gedanken noch nicht gestanden. Sie hatte so ohngefähr wohl etwas gefühlt, aber das war es auch alles; sie hatte nur gefühlt und sich weiter nichts deutliches dabey gedacht. Nie würde sie sich wenigstens ihre Anhänglichkeit an ihren Lehrer unter einem solchen Namen gestanden haben! —

Es ist das Aufkeimen der Liebe, wie das Schiffen auf einem Strome. In den ersten Augenblicken, wo uns der Strom faßt, geht es langsam, und nur so ganz allmählich. Je mehr wir uns ihm aber überlassen, je

mehr er uns in seine Gewalt bekommt und zu der Mitte hinführt, desto schneller treibe er uns fort, — bis er uns zuletzt mit solcher Schnelligkeit hinreißt, daß ihn nichts widerstehen kann — daß er alles mit sich fortreißt oder zertrümmert, was ihm im Wege steht, und daß es also mehr als menschliche Kräfte erfordern würde, sich gegen seine Gewalt aufrecht zu erhalten.

Und so ging es Albertinen. Was Wunder also, wenn jener Schrecken auf die Dauer nicht von den Folgen war, wie man hätte erwarten sollen. Sie fühlte sich in der That zu schwach dazu, sich dieser Liebe ganz zu entschlagen. Vielmehr suchte sie jetzt dieselbe nur noch mehr zu verheimlichen, als es bis jetzt geschehen war. Wenn nur ihre Eltern, wenn nur Sonnenthal selbst nichts davon merkte: das war jetzt die Hauptsache. Daher kam es denn, daß sie von jetzt an fast mit einer gewissen Aengstlichkeit alles, auch das Kleinste zu vermeiden suchte, was sie etwa hätte verrathen können; aber dadurch verrieth sie sich gewöhnlich am allerersten. Sie war seit dieser Zeit oft in sich selbst versunken und gedankenvoll; und wenn sie jetzt nicht sehr aufmerksam auf sich selbst war,

wie leicht war es da möglich, daß ihre Hän-
dungen mit dem Scheine, den sie geben wollte,
in Widerspruch geriethen! dadurch ward sie
nicht selten ihre eigene Verrätherin!

Oft, wenn nun Albertine bey Sonnenthal
saß, schielte sie wohl heimlich ein wenig über
das Buch hinweg, um ihn noch einmal recht
ins Auge zu fassen, und zu forschen, was
denn der junge schwermüthige Lehrer eigent-
lich so reizendes an sich habe, wodurch sie
sich so angenehm und so unbegreiflich gefesselt
fände. Geschah es dann, daß Sonnenthal
von ungefähr einmal auffah, so ertappte er
sie fast jedesmal, und brachte sie dadurch
nicht selten in Verlegenheit. Noch schlimmer
aber, wenn er sie gerade in dem Augenblicke
etwas fragte! Sie war dann so verwirrt und
aus aller Fassung gebracht, daß sie fast immer
die unrechte und ganz verkehrte Antwort gab.
— So auch, wenn sie bey dem Klavier saß,
war sie fast immer in Gedanken. Sie spielte,
ohne daß sie es wußte, denn heimlich dachte
sie während der Zeit immer an etwas anders.

Sechstes Kapitel.

So waren einige Wochen vergangen, und noch immer haftete der Gram und die stille Schwermuth über Albertinens Seele. Doch griffen sie dieser Gram und die Schmerzen bey weitem nicht so an, als der Zwang, den sie sich dabey anthun mußte, um ihn äußerlich nicht so sehr merken zu lassen, wenigstens die eigentliche, wahre Ursache desselben aufzusteisse zu verheimlichen.

Gleichwohl konnten ihre Aeltern die sonderbare Stimmung, in der sich Albertine beständig befand, nicht ohne Auffallen bemerken. Der Vater vorzüglich schien ihr etwas auf die Spur gekommen seyn. Um sie also zu erforschen, und besonders, um durch sie

vielleicht zu erfahren, ob Sonnenthal selbst etwa um diese leidenschaftliche Liebe wisse, nahm er sie einst an einem Nachmittage auf seiner Stube allein vor. Er wollte sie dadurch hintergehen, daß er sich stellte, als ob er das, was er jetzt erforschen wollte, schon als etwas Gewisses voraussetze.

„Erschrick nicht!“ — sagte er in einem milden, väterlichen Tone zu ihr, als er ihre seine ersten Vermuthungen geäußert hatte, und Albertine ein wenig bestürzt zusammenfuhr. — „Erschrick nicht: ich mag es gerne leiden, wenn du deinen Lehrer lieb hast; ein Lehrer verdient das um uns. Seine Bildung trägt immer viel, oder vielmehr nur einzig und allein dazu bey, uns für den wahren Genuß des Lebens empfänglich zu machen.“

Albertine saß bey diesen Reden des Vaters wie auf Kohlen, und konnte ihre Verlegenheit und ihre ängstliche Unruhe kaum verbergen. — Aber sonst entwischte ihr keine Aeußerung, kein Wort, das sie hätte verathen können, und der Vater ließ endlich nach, weil er nichts von ihr herausbringen konnte, und ging wieder fort. Aber er wußte nicht, wie sehr er durch diese unglück-

liche Vermuthungen, die er geäußert, die Sache veeschlimmert hatte.

Der natürlichste Gedanke, der jetzt in Albertinen aufsteigen mußte, war der, daß jetzt alles verrathen sey, oder daß man doch auf dem Punkte stehe, alles zu erfahren. Der Zwang, den sie sich auf alle Art anthat, sich zu stellen, als ob sie nichts von so etwas wisse, und daher äußerlich so unbefangent und natürlich zu erscheinen, als nur immer möglich — dieser Zwang ging bis zur unnatürlichsten Spannung, und griff ihr ganzes Wesen vorzüglich an. Sie schien dadurch die Leidenschaft gleichsam übertäuben zu wollen, aber diese wollte nichts davon wissen, die Leidenschaft war stärker als sie, und fast mußte sie in einem solchen Kampfe erliegen.

Aber am höchsten stieg diese unnatürliche Spannung erst dann, wenn sie bey Sonnenthal war. Da sie mit Recht voraussetzen konnte, daß jetzt auch er um die ganze Sache wisse, so wagte sie kaum ihre Augen aufzuschlagen, wenn sie in seiner Gesellschaft war. Sie konnte sich das Verhältniß zwischen ihr und Sonnenthal als Liebende gar nicht denken, ohne daß sie nicht eine Unruhe

und eine Schüchternheit empfunden hätte, die bis zum Aengstlichen ging. Selbst Sonnenthal, anstatt, daß er bey der Sache außerordentlich viel hätte gut machen können, verschlimmerte dieselbe nur erst recht. Da er wohl nur zu deutlich merkte, was von allen dem die Ursache war, so hielt er es um desto nothwendiger, seinem alten Grundsatz treu zu bleiben, und nie zu freundlich oder zu zuvorkommend und zu gefällig gegen sie zu seyn, um nicht durch einen Beweis von Zuneigung ihre Leidenschaft noch mehr zu verstärken. Aber einem Mädchen von so viel Feinheit des Sinns, wie Albertine war, konnte es nicht entgehen, daß diesem Betragen etwas zum Grunde liegen müsse. Dadurch wurde ihre Aufmerksamkeit erst recht vermehrt, und so stieg natürlich ihre Spannung immer höher.

Und so war Albertine oft ganz erschöpft, wenn sie aus den Stunden kam, die sie mit Sonnenthal zubrachte. Der innere Kampf dazu, und dies alles griff sie so an, daß sie einigemal über heftige Kopfschmerzen zu klagen anfieng. Ach! ihrem ganzen Wesen, wenn diese unnatürliche Spannung so fort-

währte, drohte endlich eine Auflösung oder Zerstörung!

Eines Morgens, als sie aufstand, war sie ungewöhnlich kränker, als sonst. Sie sah ganz bleich und zerstört aus, und hatte so heftige Kopfschmerzen, daß sie außerordentlich viel litt. Es war um Weihnachten, wo draußen eine ungewöhnliche Kälte, und in der Stube eine etwas schwüle Hitze war. Sie empfand eine Frostigkeit und einen Schauer, daß sie sich endlich Nachmittags um drey Uhr zu Bette legen mußte, und des Abends um fünf Uhr hatte sie schon das heftigste Fieber.

Das gute Mädchen schien also im Kampfe mit der starken Natur erliegen zu müssen. Das geheime Fieber, das die Schmerzen der Liebe in ihr entzündet hatte, und dessen zerstörende Flamme, wie ein Gift im flüchtigen Geiste von Nerve zu Nerve gejagt wurden, warf sie abgemattet und erschöpft aufs Lager. Das goldene Kleinod ihrer Brust schien jetzt auf einmal entschleypert zu seyn. Aber die Erkältung des Arztes, der die Krankheit einer Erklärung des Mangens, und besonders dem zu vielen Genuße von gefrorenen Obste zuschrieb, brachte die

Ältern so ziemlich wieder von der rechten Spur der Untersuchung ab, und ihnen blieb daher nichts übrig, als sich ganz ruhig in ihr Schicksal, und in das ihrer Tochter zu ergeben, und alles von der Zeit abzuwarten.

Siebentes Kapitel.

Keiner schien bey diesem eignen und ganz unvermutheten Vorfalle mehr betroffen, wie Sonnenthal; denn trotz der Erklärungen des Arztes wußte er nur zu gut, was er von der ganzen Sache zu glauben hatte. Aber ein solches Erliegen einer sonst so edlen und schönen Natur schien er doch nicht vermuthet zu haben. Er konnte sich den Zustand dieses armen Mädchens gar nicht denken, ohne sich von innigem Bedauern, und von einem Mit-leiden durchdrungen zu fühlen, das bis zu einer edlen Trauer, ja sogar bis zum Schmerzhaften ging. Er erinnerte sich dabey aller Leiden, die er einst in einer ähnlichen, unglücklichen Lage erlitten hatte, und die gan-

ze Gewalt der Erinnerungen, die bey dieser Gelegenheit wieder erneuert wurden, versetzten ihn noch mehr in jenen, in sich verschlossenen, schwermüthigen Zustand, den wir schon an ihm kennen. Oft saß er halbe Stunden lang an ihrem Bette, und der unverwandte, schwermüthige Blick, mit dem er sie lange und schweigend betrachtete, schien zu sagen: „Ach, du sanftes, schuldloses und unbesangenes Herz! warum mußt du das Opfer einer so frühen Liebe seyn, die dich umsonst verzehrt!“ —

Uebrigens ließ er sich über ihren Zustand, und über das, was er davon dachte, nie mit einer Sylbe heraus. Nur daß er immer mit einer außerordentlichen Sorgfalt um sie beschäftigt war, um ihren Aeltern in der zärtlichen Pflege ihrer Tochter beizustehn.

Neun Wochen vergiengen, ehe die Schmerzen nachzulassen, und Albertine sich wieder etwas zu erholen anfieng. Es war Ostern, und Sonneuthal sollte jetzt nach seinem Wunsche, und nach dem Entschlusse seiner Verwandten, die Universität beziehen. Da die größte Gefahr mit Albertinen überstanden, und Sonneuthal überdies vor dieser Reise nach der Universität noch andere Rei-

fen zu seinen entfernten Verwandten zu machen hatte, so war es also um desto leichter, dazu des alten Sorbens Einwilligung zu erhalten — und Sonnenthal reiste ab. Vielleicht war es gut für Albertinen, wenn sie ihn auf einige Zeit aus den Augen verlor, weil das Freyseyn von aller Gemüthsbewegung vielleicht am mehrsten zu ihrer baldigen Genesung beytragen konnte.

Aber wer mahl uns Albertinens Gestalt, als sie endlich das Bett wieder verließ! Bleich und abgezehrt, ein wahres Bild des innigsten Mitleids in der tiefsten Nührung. — Jenen Frohsinn ihres Geistes, und jene liebenswürdige Munterkeit und Offenheit hatte sie ganz verloren. In ihrem Gesichte lag ein tiefer schwermüthiger Gram, und in ihrem ganzen Wesen, in jedem Worte, das sie sprach, lag ein Ausdruck, der durch die ganze Seele drang! —

Zwey oder drey Wochen mag sie jetzt wieder auffer den Bette herausgegangen seyn, als Sonnenthal, den man erst nach dem Feste vermuthet hatte, unvermuthet von seiner Reise zurückkam. Außer Albertinen war niemand in der Stube, da Sonnenthal hereintrat, als ihre Mutter und Junie, die

zum Besuche da war. Albertine stand hinten in einer Ecke am Klavier, und neben ihr saß Junie. Ach! wie ward ihr jetzt, als sie auf einmal den so schmerzlich geliebten Lehrer wieder sah. Ihr ganzes Innere fühlte sie schmerzhaft bewegt, als ob es sich umwende. — Es war ihr, als ob ein Dolch sich sie durchbohre. Es fehlte nicht viel und sie hätte laut aufgeschrien; aber sie erblaßte sichtbar, und war einer Ohnmacht nahe. Sie mußte sich setzen.

Wie verändert war jetzt Albertine, wenn sie in Sonnenthal's Gesellschaft war! das ängstliche, zurückhaltende und unnatürliche Wesen war verloren, der Schmerz hatte sie endlich überwältigt, und sie nachgiebig und sanft gemacht. Sie unterbielt sich wieder so ungezwungen und natürlich mit ihm, als man es nur je erwarten konnte; aber in allen ihren Reden lag so etwas Schwermüthig - trauriges, und in jedem Tone, in jedem Worte, so etwas Schmerzlich - andruckvolles, das das innerste Leiden dieser schönen Seele nur zu deutlich verrath!

Achtes Kapitel.

Die Zeit zu Sonnenthals Abreise rückte
Indeß immer näher heran. Oftern war dazu
festgesetzt, und Oftern war jetzt vorbey. Aber
sein Eleve, Ferdinand, sollte zugleich mit
ihm die Universität beziehen. Daß Herr Sor-
ben mit Recht zweifeln mußte, einen so ta-
lentvollen und so zweckmäßig erziehenden Leh-
rer wieder zu bekommen, als Sonnenthal
seinem Sohne gewesen war, und überdieß
beyde sich schon an einander gewöhnt hatten;
so beschloß er, sie nicht zu trennen, und beyde
mit einander die Universität beziehen zu lassen.

Einige Tage zuvor, ehe diese Abreise vor
sich gehen sollte, erhielt Madam Sorben aus
der Nachbarschaft eines Nachmittags einen

unvermutheten Kaffeebesuch. Unter andern kam man in der Unterredung auch auf die bevorstehende Abreise Ferdinands und seines Lehrers Sonnenthal. — Albertine verließ das Zimmer und schlich sich in den Garten, um da für sich allein ihren Gedanken nachzuhängen. Sie war noch nicht lange da, als auch Sonnenthal und Junie dahin kamen, ohne jedoch zu wissen, daß Albertine da wäre. Es war ein schöner, milder Tag des wiederauflebenden Frühlings, wo alles zu grünen und zu blühen anfang, und die Hecken schon ausgeschlagen hatten. Albertine ging, als jene herbey kamen, am Ufer des Flusses, schwermüthig und tief in Gedanken verloren, langsam auf und ab, um einer Amsel zuzuhören, die nicht weit davon aus einem Erlen- gesträuche sang. Obgleich bleich und mit stiller Schwermuth übergossen, so ruhte doch auf ihrem Gesichte die sanftverklärende Glorrie einer stillen Sehnsucht, die aus dem bewegten Innern kam. Der einsame, empfindungsvolle Gesang der Amsel, und die stillen Reize des wiederauflebenden Frühlings hatten ihr Herz bis in seine innersten Tiefen aufgethan.

„Sehen Sie wohl, welch eine gefühlte

volle Schülerin Sie haben!“ — sagte Junie sanft und theilnehmend, als sie Albertinen erblickte. — „Ach! Niemanden bedaure ich mehr, wenn Sie abgereist seyn werden, als dieß arme, liebe Mädchen! Wie soll sie bey ihrem tiefen Gefühl und bey ihrer Sehnsucht die vielen einsamen und schmerzvollen Stunden Ihrer Abwesenheit ertragen.“ —

Sonntenthalen schien es unangenehm zu seyn, daß Junie diese Geschichte berührte. Er suchte daher die Unterredung von diesem Gegenstande abzugiehen und auf etwas anders zu leiten.

„Nicht doch, mein Freund,“ — sagte Junie, als sie das merkte — „weichen Sie mir nicht aus! Sind wir nicht längst darin übereingekommen, wie leidenschaftlich, wie über allen Ausdruck Sie das arme Mädchen liebt. — Sind nicht dieser stille, beredte Blick — dieser sich so schmerzlich ausdrückende Mund — diese schwermüthige Grazie ihrer ganzen Stellung, und das Ausdrucksvolle aller ihrer Bewegungen — ist nicht ihr ganzes Wesen Beweis davon?“ —

„Nun ja, es ist wahr. Aber eben durch diese Ihre Beschreibung beweisen Sie auch, daß Albertine dieser Umwand-

lung wegen, die die Liebe mit ihr vornahm, nicht so unglücklich sey, als Sie wohl glauben. Es ist wahr, die Liebe bereitet uns durch die Schmerzen, die sie verursacht, viele Leiden; aber des Guten, das sie auf der andern Seite durch ihre Bildung in uns hervorbringt, ist auch unendlich viel!“ —

„Wehe dem, der das Gute, das etwa in ihm lebt und wirkt, nur der Bildung durch die Liebe verdanken soll!“ —

„Sagen Sie das nicht, meine schöne Freundin! Ach! nur an der Gluth der Leidenschaft reißt das Edelste in uns! Wenn das sanfte, ätherische Feuer der Liebe im Menschen zu lodern anfängt, wie ganz anders wandelt sich dann unser ganzes Wesen um! Wer bildete in Albertinen dieses zarte, empfindungsvolle Herz, und das tiefbewegte Gefühl, mit dem sie dort dem einsamschönen Gesange der Amsel zuhört? wer gab ihr diese lebhafteste, rührende Sehnsucht, die ihren innern Blick so sehr zum Edlern emporrichtet, und in der ihr ganzes Herz ätherisch sich aufzulösen scheint. — Wer gab ihr diesen zarten, himmlischen Sinn, der für jedes Edle und Schöne so leicht empfänglich ist — diese Sanftmuth, die sich in ihrem ganzen Wesen

so sichtlich ausdrückt — und vor allen diesen so feinempfindenden, delikaten Sinn einer schönen Natur, der so leicht bis zur ruhrenden Großmuth geht? — Wer bildete das alles in ihr, wenn es nicht die Liebe war?“ —

„Auf die Art sollten Sie mich wirklich fast überteden, daß die Bildung der Liebe auf den Menschen einen vortheilhaften Einfluß habe!“

„Nicht anders! Läßt nicht Götthe seinen Wilhelm Meister, als zum erstenmale das Feuer der Liebe in ihm angezündet wurde, den Anspruch thun: „„Alle meine Kenntnisse schienen mir deutlicher — meine Pflichten heiliger — meine Talente kräftiger — meine Vorsätze entschledener!““ — Wer giebt dem Liebenden diese edlere Richtung seines Willens und aller seiner Kräfte, diesen Eifer für Tugend und Recht, diesen Enthusiasmus für alles, was groß und edel ist; und endlich diese Ausdauer in diesen Heroismus seiner Seele, diesen Muth, diese Entschlossenheit! — Mit einem Worte: wer anders bewirkt in ihm diese Veredlung seiner ganzen Natur, als nur die Liebe! Der rohe gefühllose Mensch wird weich und gefühlvoll, der boshafte wird

edler und besser, und selbst der rauhe Wilde wird sanft und gut! — Ach! immer bleibe es doch wahr, daß die Liebe die zweite große Schöpfung in uns beginnt, oder vielmehr — sie vollendet nur die erste!“ —

Sonnenthal hatte kaum ausgeredet, als sich in der Ferne ein Mann mit einem bleyernen Wapen auf dem Rocke sehen ließ. Es war ein Bothe, den man aus dem Hause hieher gewiesen hatte, mit einem Briefe von seinem Vormunde aus Düsseldorf, worinn ihm dieser schrieb, daß es, um seine Vermögensumstände vollends ins Reine zu bringen, nothwendig sey, daß er seine Abreise bis nach Pfingsten verschiebe, indem wegen einer Erbschaftssache eine plötzliche, unermuthete Streitigkeit eingetreten sey, wobei, um sie zu schlichten, seine persönliche Gegenwart noch verlangt werden könne.

„So fatal auch diese Nachricht an sich ist,“ sagte Junie — „so weiß ich doch Jemanden, dem sie viele Freude machen wird.“ —

Sonnenthal ging mit dem Bothen zum Hause herein, um seinen Onkel auf der Stelle zu antworten, und Junie ging indeß zu Albertinen hin, um ihr die Nachricht mit-

zurtheilen, daß Sonnenthal noch wohl bis zu Pfingsten da bleiben würde. — „Ach! Gott! sagte Albertine lebhaft und in rührenden Ausdrücken — ist das wahr?“ und schaute mit einem stillen dankbaren Blicke zum Himmel empor. —

Letztes Kapitel.

Allein die Freude, die man dem liebenden Mädchen durch diese Hoffnung gemacht hatte, währte nicht lange; ach! es war nur Täuschung! — Sonnenthal war schon den andern Tag darauf seinem Briefe nachgereist. Er ließ sich seinen Richtern vorstellen, sprach selbst mit ihnen, und die Sache hatte nun nichts mehr zu bedeuten.

Sonnenthal kam also bald wieder zurück, und den zweyten Tag darauf sollte die Reise nach der Universität vor sich gehen.

Man kann leicht denken, in welche Stimmung Albertinen dies versetzte. —

Den Abend vor der Abreise, es war gerade ein recht schöner, angenehmer Frühlingsabend — saß der kleine Cirkel dieser Familie noch im Garten beisammen, um sich noch einmal recht zu genießen. Albertine mitten unter ihnen, still und gedankenvoll. Man sprach von der morgenden Abreise, was jetzt alles für eine andere Gestalt gewinnen werde — wie es wohl aussehen werde, wenn Ferdinand und Sonnenthal wieder zurückkehren würden, wie vieles sich in der Zeit geändert haben könne, u. dergl. Und dies alles hatte, wie man sich leicht denken kann, für Albertinen ein ganz besonderes Interesse. Still und traurig saß sie da und dachte mit wehmüthiger Rührung daran, wie nun alles um sie her so todt, so einsam seyn werde, wenn er fort seyn wird; und das alles machte sie so traurig und so still, daß sie fast kein Wort sprach, sondern da saß und immer vor sich hin auf den Boden blickte. —

Man verließ endlich den Garten. Ferdinand packte seine und seines Lehrers Bü-

cher ein, und Sonnenthal ging, um sich noch ein wenig ans Klavier zu setzen. Als er ins obere Zimmer kam, wo das Klavier stand, so fand er Albertinen schon da. Albertine hatte sich in ein Fenster gelegt, und sah in die stille Nacht hinaus, als eben der Mond rund und voll über dem dunklen Saume eines fernen grauen Eichenwaldes stand, und jugendlich schön zur Stube hereinglänzte. —

Sonnenthal setzte sich ans Klavier, und fing das vortreffliche Lied von Matthison: die Vollendung — zu spielen an — ein Lied, was so ganz dazu geschaffen ist, die Seele zu erheben, und sie mit stiller Sehnsucht zu erfüllen.

Wenn ich einst das Ziel errungen habe, —

In den Lichtgefilben jener Welt;
Heil der Thräne, die an meinem Grabe
Dann auf hingestreute Rosen fällt!

Heil der Blume, die in stiller Trauer,
Dann ein unschuldvolles Mädchen pflückt,
Mein gedenkt, und mit Erinnerungschauer,
Seufzend an ihr Herz die Blume drückt!

Sonnenthal spielte das alles mit einem ungewöhnlichen Ausdrücke, und besonders spielte er die Strophe:

Sehnsuchtsvoll, mit hoher Abdruck: Wonne,
Ruhig, wie der mondbeglänzte Havn — —

so rührend und schön, wie der stille Mond, der durch die Fenster zur Stube hereinschien, ihn nur immer dazu begeistern konnte.

Albertinen ward bey dem Liede bald wohl, bald weh. Das alles drang in dieser Stimmung so tief durch ihre Seele, das Herz ward dabey immer voller und gepreßter, und endlich liefen ihr stille Thränen über die Wangen herab. Sonnenthal bemerkte dies, eben als sie ihr Schnupstuch herauszog, um sie zu trocknen. Er ging zu ihr hin, und ward nicht wenig gerührt, als er sie so still weinen sah. „Mein Gott, Albertine!“ — rief er — „Sie weinen, was fehlt Ihnen?“ —

„O, Sonnenthal! Sonnenthal!“ — rief sie mit gepreßter Stimme und im Tone des schmerzhaften Affekts, und sank, von ihren Empfindungen überwältigt und hingeworfen, in seine Arme. — — —

Sonenthal ward bestürzt, — überrascht;
es drang ihm mit halb mitleidiger, halb
namenloser Gewalt, durch alle Tiefen seiner
Seele. — „Engelseele! — rief er — wie
viel leidest Du!“ — schloß sie innig und
fest in seine Arme, und unwillkürlich hing
sein erster Kuß auf ihrer Lippe. —

